



Jacob Michael Reinhold Lenz.

Vier Beiträge

zu seiner Biographie und zur Literaturgeschichte seiner Zeit

von

Jegór von Sivers.



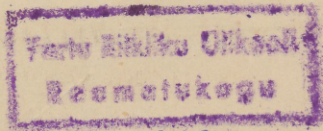
R i g a.

Verlag von J. Deubner.

1879.

Leipzig: E. F. Steinacker.

Est. A



18335

Von der Censur erlaubt. Riga, den 1. Juni 1879.

Est. A-11542

Vorwort des Verfassers.

† am 12. (24.) April 1879.

Virtutis expers, verbis jactans gloriam
Ignotos fallit, notis est derisui.

Phædrus.

Der geehrte Leser wird doch nicht argwöhnen, dass dieses Motto auf Lenz gemünzt sei?

Plimplamplasko, dessen wir am Schlusse gedenken, ist eine derbe Satire, in welcher Klinger sich gesund schrieb. Hätte Lenz solch ein Buch zu beichten vermocht, er wäre nicht verdorben! Das seltene Schriftchen liegt mir in dem Originaldrucke vor. „ | Plimplamplasko, | der | hohe Geist. | (heut Genie) | Eine Handschrift aus den Zeiten | Knipperdolling's | und | Doctor Martin Luthers. | Zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit; und | mit Kupfern geziert von einem Dilettanten der Kunst, | (Hier folgt eine Vignette zwei gegenseitig einander beleckende Esel darstellend) | 1780. | “ klein 8^o. 151 S. Ein Titelbild. Im Texte 9 Vignetten, eine 10. am Schluss: ein schreiender Knabe mit gespreizten Fingern und entblösstem Hintertheile ist von einem Manne über das Knie gestreckt, dessen drohend erhobene Rechte einen Ruthenbund niedersausen lässt. Das Schriftchen ist nicht wieder aufgelegt worden und fehlt in den Sammelausgaben gleichwie „Sturm und Drang“.

Wer selbst nicht versteht so wie Klinger sich zurecht zu bringen, dem widerfährt was die Schlussvignette versinnlicht.

Die beiden ersten Abhandlungen dieses Bändchens waren für das vor Weihnachten ausgegebene Doppelheft 4—5 der Baltischen Monatsschrift bereits gesetzt, mussten aber aus bedauerlichen äussern Gründen für das erst soeben abgeschlossene folgende Doppelheft zurückgelegt werden.

Um nun die kleine Zahl der Lenzfreunde auf zwei ursprünglich ebenfalls für die Baltische Monatsschrift in Aussicht genommene weitere Abhandlungen nicht abermals warten zu lassen, übergebe ich jetzt alle vier Studien dem Leser als Sammelschriftchen in besonderem Abdruck und werde — wenn diese flüchtigen Versuche des Beifalls der Kenner nicht völlig entbehren — andere Untersuchungen folgen lassen, sobald meine Berufsgeschäfte mir freie Musse gönnen.

Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu versichern, dass ich zum zweiten Male in das kleinliche Wesen nicht wieder hinabsteigen werde, zu welchem die Kritik der Monographie im ersten Abschnitte mich genöthigt hatte.

Riga, den 23. Februar (7. März) 1879.

Jegór v. Sivers.

Nachwort eines überlebenden Freundes. — Mitten in der Arbeit an diesem Werkchen ist der unermülich thätige und noch von so vielen Entwürfen erfüllte Verfasser aus dem Leben abgerufen worden. Kaum noch war die letzte Zeile der hier vereinigten Aufsätze geschrieben, als er auf das Krankenlager hinsank, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Ein grosser Theil der Druckcorrectur (von S. 49 an) hat nicht mehr von ihm selbst besorgt werden können. Wer aber seine Art zu arbeiten gekannt hat, weiss auch, dass er bei Gelegenheit der Correctur noch manche Verbesserung und Ergänzung angebracht hätte, die nun entbehrt werden muss. Diesem Umstande Rechnung zu tragen, wo es dessen etwa bedürfen sollte, möge hiemit der billige Leser und Beurtheiler des Büchleins erbeten sein, welches, noch nach der Anordnung des verstorbenen Verfassers selbst, nur in einer Auflage von 125 Exemplaren gedruckt worden ist. Von den am Schlusse des obigen Vorworts in Aussicht gestellten weiteren Untersuchungen war noch keine von Sivers niedergeschrieben worden. Uebrig aber ist von ihm seine seit so langer Zeit mit soviel Liebe und Eifer gepflegte Materialiensammlung über Lenz, bestehend in einer Fülle von Autographen, Copien und zum Theil sehr seltenen Druckschriften — ein Schatz, dessen zweckgemässe Verwerthung nun anderen Händen zu überlassen sein wird.

Riga, den 15. (27.) Mai 1879.

I n h a l t.

	Seite.
1. J. M. R. Lenz und sein neuester Monograph	1
2. Lenz als französischer Briefsteller und Autor	29
3. Die Sturmfluth gegen Wieland (1774—76)	40
4. Lenzens Tod	96

Jede neue Leistung, welche Licht über dunkle Stellen in dem Leben Göthe's mittelbar oder unmittelbar zu verbreiten verspricht, ist seit je von der deutschen Lesewelt mit Freude und Dank empfangen worden. Namentlich über die ersten Anfänge und die „Sturm- und Drangperiode“ hatten wir in den letzten Jahrzehnten hochverdienstliche Einzeldarstellungen zu verzeichnen.

Da wird ein neues Buch über unseren Landsmann, den livländischen Jugendfreund Göthe's, J. M. R. Lenz, von einem jungen Manne aus Estland in die Welt geschickt, der ungefähr ein Jahrzehent sich dem Specialstudium dieses Dichters hatte widmen können.

Der Herausgeber hat seine Aufgabe in den engsten Rahmen gefasst, ausschliesslich die erste livländische Zeit Lenzens bis zur Uebersiedelung an die Universität Königsberg sich zur Aufgabe gestellt, eine in jeder Beziehung dankenswerthe Beschränkung, weil durch dieselbe um so gründlichere Vertiefung in den Gegenstand, um so vollständigere Sammlung, um so sorgfältigere Prüfung, um so gründlichere Kenntniss und Beherrschung des Stoffes, um so gediegenere Gesamtleistung, kurz eine in jeder Beziehung wohlthätige, wirkliche Bereicherung der biographisch-literarhistorischen Darstellungen über jene Zeit in Aussicht gestellt werden durfte.

Der Verfasser hat ein ganzes „Lenzarchiv“ (S. 60, Anm. 11) und ein „Lenz-Familien-Archiv“ gegründet (S. 56, Anm. 4). Ersteres ist zum grossen Theil aus noch unbekanntem Schätzen, theils

durch „Ankauf“ theils durch „Geschenke“ mit der Zeit „erobert“ worden (S. 60, Anm. 11) und „enthält“, nach Angabedes Herr Falck, „nur Manuscripte des Dichters.“ Ein ganzes „Archiv“ von Manuscripten des Dichters! Wie lebhaft bedauern wir, dass Herr Falck es verschmäht hat, wenigstens ein Archiv-Register mit erläuternden Anmerkungen der vorliegenden Arbeit beizufügen, damit Kenner und Liebhaber eine Ahnung des Werthes der Reichthümer gewöhnen, die zu Louisenthal bei Reval der Veröffentlichung harren! Wünschen wir, Herr Falck — durch das übele Beispiel seiner Vorgänger Dumpf, Tieck, Köpke, Maltzahn, Sivers u. a. m. abgeschreckt — werde nicht der Lesewelt etwa noch ein zweites Jahrzehent hindurch zum Schaden des Dichters (S. VIII) die Kenntniss der Hinterlassenschaft vor-enthalten, vielmehr die letzterwähnten saumseligen Autoren durch vorleuchtendes Beispiel zu freudigster Nacheiferung anspornen!

Im Bewusstsein seines Besitzes und seiner Leistungen dachte vielleicht der Autor:

„Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That!“

und behandelte sofort nach Würdigkeit in bald höhnisch-scharfem, bald väterlich moralisirendem Tone eine Reihe von Schriftstellern, welche dasselbe Thema, wie unser Autor meint, augenscheinlich mit sehr wenig Fleiss, Fachkenntniss, Gesamtbildung und Geist behandelt hatten. Wie billig, sind die Uebelthäter nach Verdienst behandelt worden, Ludwig Tieck als „warnendes Beispiel für alle künftigen Allerweltsherausgeber“ (S. 56), Karl Goedeke, „der grosse Literaturhistoriker“, der sich „aus Versehen“ einen unzuverlässigen Autor „zur authentischen Quelle nahm“ (S. 57), Jegór v. Sivers, „der sich ein gelehrtes Ansehen giebt“ (S. 58), „der Philologe“ Dr. Sintenis, dem zu Ehren der Autor den terminus technicus „Sintenis'sches Versehen“ erfindet (S. 58), Heinrich Düntzer, (S. 69) „der ohne Untersuchung und Vergleichung — einen Unterschied wie Tag und Nacht zwischen dem jungen Lenz und dem jungen Göthe findet“, Wendelin von Maltzahn, „der grosse Lenzkenner“, dem ein „mirabile dictu“ vor den Kopf geworfen wird (S. 79), ferner Gervinus, Hettner, Karl Weinhold, Kurz und Paldamus, die (S. 56) auf „die durch nichts bestätigte und begründete Weisheit des gefürchteten Kritikers L. Tieck schwören“, Suphan, welcher in falscher Orthographie Gadebusch über Lenz Dinge sagen lässt, von

denen in dessen „Livländischer Bibliothek“ „kein Sterbenswort von dem Angeführten steht“ (S. 69, A. 55)! Ferner werden abgekanzelt „eine Legion“ anderer Autoren ohne Nennung von Namen, die „nicht wussten, was sie niederschrieben“ (S. 75), schliesslich auch Johann Wolfgang Goethe, dessen Uebersetzung von „Romeo und Julie“ zu lesen empfohlen wird „um zu erschrecken“, über dessen „im ganzen glatte Versformen“ (eines Jugendgedichtes) unser Kritiker „hinwegschlüpfte, ohne etwas anzutreffen, was zu behalten der Mühe werth gewesen wäre.“

Nun, ich ziehe den Hut! Allen Respekt der kritischen Kraft und Fülle eines Autors, der in einem Athem*) mit Glanz und Erfolg allen den genannten Editoren, Kritikern, Literaturhistorikern und Dichtern und einer Legion Ungenannter den Garaus zu machen vermag!

Mancher Leser schüttelt zwar bedenklich den Kopf; aber einem sehr grossen Theile derjenigen zu Gunsten, welche für die Sturm- und Drangperiode oder den Dichter Lenz sich interessiren, ohne doch Zeit und Lust zum Vergleich der Anmerkungen und Nachweise mit den Quellen zu haben; nicht minder wegen der Verurtheilungen bekannter, zum Theil allgemein und mit Achtung genannter Autoren, werde ich mich der Mühe unterziehen, die Leistungen des noch durch keinerlei Veröffentlichungen bekannt gewordenen Verfassers auf ihren Gehalt zu prüfen.

Schon bei dem ersten Durchblättern des Büchleins fielen mir u. a. die zahlreichen in Klammern gesetzten „(cf.)“ in die Augen, unter welchen der Autor gemäss Anm. 11, S. 60 „Certificat“ versteht. Dieses Wort bedeutet bekanntlich nach seiner Ableitung „Document“, „Beglaubigung“, „Zeugniss“, während der Verfasser, wie wir weiter unten sehen werden, es synonym für Quellenangabe, für Anmerkung braucht. Wir werden es so wie der Autor — und ihm zu Gefallen — ausschliesslich, doch nur in Form des „Citates“ verwenden.

Der Verfasser ist wählerisch im Ausdruck — aber nicht immer mit Glück. Wer weit sucht, darf sich nicht wundern, wenn er einen gesuchten Ausdruck findet. Hätte Herr Falck auf S. 24 (oben) wirklich keinen näheren, gleichbezeichnenden Ausdruck finden können, wo er von einem „Gedankenextrait des Lenz'schen Jugendepos“ redet? S. VII wird vom „officiellen“

*) Auf kaum mehr als 5 Bogen Druck!

Auftreten Lenzens als Dichter gesprochen. Der Ausdruck scheint dem Verfasser so glücklich, dass er ihn S. 67 in dem „Certificat“ 50 noch ein zweites Mal benutzt. Der Missdeutung garnicht ausgesetzt und zutreffender wäre das Wort „berufsmässig“ gewesen. Aber wurde denn der junge Lenz dadurch, dass Pastor Oldekop ein episches Gedicht desselben in den „Rigischen Anzeigen“ drucken liess, „berufsmässiger“, oder wie Herr Falck sagen müsste „officieller“ Dichter? Sind wirklich alle Autoren, deren Erstlingsversuche Herr J. Chr. Bertram im „Deutschen Dichter-Freunde“ drucken lässt, durch diese Vergünstigung „officiell“ als Dichter aufgetreten? oder nicht vielmehr zum ersten Male „öffentlich“ zur Schau, (hier resp. an den Pranger) gestellt worden?

S. 5 findet Herr Falck, dass Lenzens Mutter „eine überaus zartbesaitete sensible Seele voller — — plastischem Talent“ gewesen sei, wozu das „Certificat“ 13 gehört: „sie soll sogar in Oel gemalt haben! Seit wann gehört denn die Malerei zur plastischen Kunst? Für's Erste möchten diese Beispiele für Gesuchtheit des Ausdruckes genügen.

S. XI erklärt Herr Falck ein „Stammbuch“ für einen Brief in dem er schreibt: „So bekennt der alte Regierungsrath Christian Lenz — — mehrere Briefe bedeutender Männer verschenkt zu haben — wie z. B. das „Stammbuch“ des Dichters“!

Herr Falck schweift hin und wieder ab auf andere Gebiete, die er vielleicht minder vollkommen beherrscht als die Lenz-literatur. Auf S. 9 z. B. hat er das Unglück, die alten „Aestyi“ mit den Esten zu verwechseln! Die Aestyi des Tacitus, welche in „Taaras Hainen“ auf dem (Dorpater) Dom (soll heissen Domberge) wandelten, hätten „in der Cultur viel höher gestanden, als jetzt“ im Jahre 1878 nach Christo!! Begierig, besser mich zu unterrichten, schlage ich das hergehörige „Certificat“ 20 S. 62 auf, welches alle „Gewissheit“ dessen geben soll, dass Tacitus Aestyi auf dem „Dom“ bei Dorpat identisch mit den Esten und damals höher gebildet gewesen seien, als ihre Nachkommen heut zu Tage, und finde als Beleg die Nachricht: dass nicht weit von Dorpat auf dem Wege nach Reval eine grossartige labyrinthische Sandsteinhöhle sich befinde, welche nicht gegraben ist: „um Sand zur Oberwelt zu schaffen.“ „Da man das (ausgelassen: „anderwärts“) tausend Mal bequemer haben konnte.“ (!)

S. 63 redet Herr Falck in seinem „Certificat“ 25 von einer ihm gänzlich unbekanntem, niemals noch zu Gesicht ihm gekommenen Dichtung Lenzens als ob er sie gelesen, oder wenigstens gesehen hätte! Den unumstösslichen Beweis für das oben Gesagte werde ich dem Leser weiter unten vorführen, hier nur fragen, was der mit dem Buche unbekanntem Leser sich in der Titelangabe des Schriftchens „Eloge etc.“ unter dem „dedié au beau **feue** de l'Allemagne“ denken soll, da doch von dem „beau sexe“ die Rede ist?

Hierher zählt die Wunderlichkeit, einen reichen Sonderling und Verschwender, Johann Woldemar von Lauw zu Schloss Oberpahlen, deshalb einen „baltischen Götze von Berlichingen zu nennen“ (S. 71 „Certificat“ 66) weil er 1737 „mit einem Arm aus dem Türkenkriege zurückkehrte“! Der eine Arm kann doch nicht als tertium comparationis gelten! Ebensovien können die falsch eingerichteten und leichtfertig geführten industriellen Unternehmungen, die unsinnigen Verschwendungen, die Eitelkeit und Spielwuth gemeint sein, deren Lauw sich rühmen durfte, Eigenschaften, die Götze nicht kannte. Ausser dem „einen Arm“ führt Herr Falck keine Aehnlichkeit mit dem Götheschen Helden auf!

Seite 40 (unten) berichtet Herr Falck, wie der alte Lenz seinem Sohne Jacob das Herz „zerbrach“. Ich habe — namentlich in Versen — von „gebrochenen Herzen“ schon mancherlei gelesen, aber dass man Herzen wie eine Kaffeetasse — oder sonst einen zerbrechlichen Gegenstand — zerbrechen kann ist neu! Wie glücklich wäre Roman Budberg gewesen, wenn Herr Falck seine Entdeckung zeitiger bekannt gemacht hätte, wenigstens vor dem 1861 die zweite Auflage der Gedichte redigirt wurde. Der Herausgeber hätte nicht gesäumt, das ausgestossene Gedicht „Roth und bleich“ in neuer Fassung — etwa mit folgendem „plastischen“, wahrhaft erschütternden Schlusse — zur Wiederaufnahme zu bestimmen:

Da ruft die Mutter mit Erbeben

„Mein Kind, mein Kind, Du bist so bleich!“

„Ach er zerbrach — wie kann ich leben

Zerbrach mir Treu und Herz zugleich!“

Wie trivial lautet daneben die Budbergische Leseart:

„Ich will Euch wahre Antwort geben:

Er brach mir Treu und Herz zugleich!“

Da wir uns hier mit Allotriis befasst, sei noch eines denkwürdigen Falles von Atavismus gedacht, den Herr Falck S. 7 erzählt. Des Dichters Lenz Grossmutter Louise Marie Neoknapp, Frau des Pastors zu Neuhausen in Livland — war eine geborene von Raden. Vermöge eines auf das aristokratische Geblüt der Grossmutter zurückzuführenden Gemüthszuges erklärt Herr Falck: „achtete“ unser Dichter „sich viel zu sehr, um selbst in der tiefsten Armuth Almosen von Jedermann (!) annehmen zu dürfen.“ Vielleicht durch die Wirkung eines ähnlichen Atavismus „legte der von deutschen Aeltern geborene Lenz einen grossen Werth darauf, auch die schwedische als seine „Muttersprache“ zu erlernen (S. 10)! — Herr Falck, welcher „mit mildem Auge“ (S. 58), aber doch mit peinlichster Sorgfalt über die Druckfehler und „Versehen“ in den Veröffentlichungen anderer Schriftsteller seine väterlichen Fittige ausbreitet, hätte vor allem gut gethan, sich selbst zu decken und nicht z. B. einen Druckfehler der „Baltischen Monatsschrift“ 1866 S. 223 (unten) in dem Ortsnamen Wassola sowohl S. IX als S. 80 in Wassala — statt in Wassula — umzusetzen. Er hätte ferner S. IX Baron Linden für Lindau *), S. 37 Diana für Dina, S. 56 „Rigischen Anzeiger“ für „Rigischen Anzeigen“**, S. 80 „Sternheim“ für „Stiernhielm, ebenda Siemon für Simon nicht unberichtigt stehen lassen dürfen, insbesondere wo Namensverderbniss dem in den Stoff minder eingeweihten grösseren Kreise gebildeter Leser Schwierigkeiten bereiten.

Doch halten wir uns bei diesen Nebensachen nicht auf, die zu endlosen Anmerkungen führen müssten; um der Gerechtigkeit willen aber in einigen Beispielen auszuheben waren. Treten wir der „Monographie“ um einen Schritt näher!

Nach Herrn Falck's eigenem Ausdruck S. 65 „Certificat“ 34 ist es „nicht anständig — ohne Anführungszeichen und Angabe der Quelle“ zu citiren; dennoch zieht der Autor es an verschiedenen Stellen vor, ohne Quellenangabe der Aussprüche anderer Autoren sich zu bedienen, z. B. S. VI **), S. VII †),

*) Ich habe Briefe von ihm an Lenz.

***) Ein Schreib- oder Druckfehler, den er bei anderen (im „Certificat“ 52 tadelt, im „Certificat“ 1 aber selbst begeht!

****) (unten) wo „sich einer der Verdammten etc.“

†) (unten) der Stern „ausserordentlicher Grösse.“

S. 6 *), S. 18 †), S. 20 ††) u. s. w. Die benutzten Anführungszeichen könnten vom Leser so gedeutet werden, dass Herr Falck sich selber copirte!

Allein Herr Falck verbessert auch den citirten Autor, wenn er nicht in seinem Sinne einleuchtend genug gesprochen. Meine „Bitte um Materialien“ zu einer Biographie Lenzens S. 225 der „Baltischen Monatsschrift“ von 1866 (B. XIII) hatte ich mit dem frommen Wunsche geschlossen, dass ich durch weitere Zusendungen in Stand gesetzt werden möchte, ein würdiges Denkmal Lenz zu setzen —: „welcher unter den deutschen Dramatikern keinen Nebenbuhler hat, der ihn an Gewalt der Sprache, Frische des Dialogs und Schärfe der Charakterzeichnung überträfe.“ Das schien Herrn Falck nicht schwungvoll und einleuchtend genug ausgedrückt! Wir sehen S. VII, dass er Lenz als „Stern aussergewöhnlicher Grösse“ vorführt. Er macht also auch hier den Dichter zum Stern: „dieser Stern, der wie Herr von Sivers mit Recht behauptet, unter den deutschen Dramatikern keinen Nebenbuhler hat, der ihn (also den Stern) an Gewalt der Sprache, Frische des Dialogs und Schärfe der Charakterzeichnung überträfe.“ (!)

„Wenn das Alles nur Versehen ist“, schreibt der Autor in seinem gegen Sintenis und Goedeke gerichteten „Certificat“ (!) 5; „so bin ich versucht, zu glauben, dass ich auch aus Versehen diese Anmerkungen geschrieben habe!“

Obgleich bei dem starken Selbstgefühl des Autors eine solche Erkenntniss nicht erwartet werden darf, so werden einige Nachweise genügen, dem Leser zu zeigen, dass die ganze Monographie sammt „Certificaten“ ein grosses Versehen ist!

S. V schreibt Herr Falck: „Auch der erste grosse Lenz-Kenner Dr. Fr. Dumpf scheint in seiner unvollendet gebliebenen Biographie des Dichters, die sich in Maltzahns Besitz befindet, denselben Irrthum begangen zu haben, den er schon 1819 (in d. Einleitung p. X. z. Lenzens Pandämonium) beging, die Geburt in's Jahr 1752 zu verweisen.“ Dieser Satz enthält drei „Versehen“ verschiedenen Werthes; erstens das eines zwecklosen

*) (unten) das denkwürdige Citat — wir geben es wörtlich und vollständig: „So hatten wir die Personen kennen gelernt, in deren nächster Umgebung unser Dichter aufwuchs.“ (!)

†) oben: „Ich stand in einem Meer von Menschen etc.“

††) „Die Religion, ein Theil etc.“

Schlusses von einem Vorwort zum Pandämonium germanicum auf Dumpf's nur Maltzahn und mir bekannte Lenz-Biographie, zweitens das Versehen, die Meinung zu erwecken, als dürfte Maltzahn Besitzer des Dumpschen Originals sein. Eigenthümer des Originals im ersten Entwurf und dreier zum Theil weitläufigerer Umarbeitungen von Dumps eigener Hand bin ich. In jeder der vier eigenhändigen Dumpschen Niederschriften *) ist das Jahr 1751 als Lenzens Geburtsjahr richtig angegeben. Noch mehr! Die Geburtsangabe 1752 in der Einleitung zum Pandämonium könnte nur ein „Versehen“ des Correctors, Setzers oder Autors sein, welchem letzteren schon unter dem 6. October 1815 vom damaligen Pastor zu Sesswegen Chr. Wilh. Müthel eine im Original vorliegende „wörtliche“ Abschrift aus dem Sesswegenschen Kirchenbuche als „Certificat“ darüber zugegangen war, dass J. M. R. Lenz Anno 1751 etc. etc. geboren ist.

Diese Handschriften sind mir mit anderen Lenzianis von Prof. Dr. R. Köpke eigenthümlich auf dem Todtenbette vermacht und durch dessen Schwester 1871 zugesendet worden. Maltzahn besitzt, soweit ich urtheilen kann, Abschriften derselben. Gelegentlich des berichtigten Todesjahres greife ich an dieser Stelle auf Herrn Falcks „Certificat“ 6 S. 58, in welchem er sich folgendermassen ausdrückt:

„Hier sei nur bemerkt, dass J. v. Sivers 1866 genau „100 Jahre später als Oldekop der Welt das wahre „Factum gab (ohne zu motiviren (!), wie er zu dieser „„neuen““ Wahrheit p. 210 in seiner 1. Anmerkung zu seinem „Aufsatz: „J. M. R. Lenz und eine**) Bitte um Materialien „zu seiner Biographie“ in der Balt. Monatsschrift, Bd. XIII. „im Märzheft) gelangte: „Lenz wurde geboren im Pastorate „Sesswegen am 12. Januar, nicht 1750, wie die bisherige allge- „meine Annahme lautete, sondern 1751, wie ich zuverlässig aus „dem Sesswegenschen Kirchenbuche erfahren habe? — Sivers „wird doch nicht“, fährt Herr Falck fort, „diese bisherige allge- „meine Annahme“ auch auf den ersten Berichterstatter des „Dichters, auf Oldekop ausdehnen? Wenn ich hier Veranlassung

*) Herr Falck zweifelt § 79 Anm. 103 daran, dass Dumpf zu dieser „Reinschrift“ gekommen sei und verweist dabei auf meinen Artikel in der Balt. Monatsschrift p. 215 u. 216, wo nichts davon zu lesen ist, was Herr Falck sagt.

**) Herr Falck liess hier das Wort „eine“ fort.

„hatte diese Bemerkung zu machen, so geschah es wesentlich nicht aus „Versehen“, wofür ich ein sehr mildes Auge habe, denn „Versehen ist möglich, weil „irren menschlich ist“, aber wo man „sich ein unfehlbares Air giebt, wo man Menschen glauben „machen will, was man selber nicht weiss, was man „selber nicht gesehen hat, aber dennoch citirt, und sich „ein gelehrtes Air giebt, da bin ich unbarmherzig und „kenne keine Rücksichten, weil man als Mann der „Wissenschaft der Wahrheit allein und sonst keiner „Gottheit die alleinige Ehre zu geben hat.“

Wie aber, wenn sich nun der Stachel gegen Herrn Falck kehrt? Mir liegen vor vier an mich gerichtete Briefe des Pastors von Sesswegen J. Müthel vom 12. Dec. 1865, vom 10./22. Januar 1866, vom 16. Januar 1866 und vom 18. August 1866. Der Brief Pastor Müthels vom 10./22. Januar 1866 beginnt: „Ihr geehrtes „Schreiben vom ^{30. Decbr. 65}/_{11. Januar 66} hat einige Tage unbeantwortet liegen „bleiben müssen, weil ich zum durchsehen der hiesigen alten „Kirchenbücher nicht sogleich die nöthige Zeit fand. — — Nicht „nur Tieck und nach ihm andere Schriftsteller nennen das Jahr „1750 als des Dichters Lenz Geburtsjahr. Dasselbe Jahr wird „auch von noch lebenden Gliedern seiner Familie für sein Geburts- „jahr gehalten. Soeben liegt mir ein aus St. Petersburg vom „19. Decbr. 65 datirter Brief vor. — — — Nichtsdestoweniger „beweist die Ihnen aus dem hiesigen Kirchenbuche „genau*) mitgetheilte Annotation seines Vaters ganz un- „zweifelhaft, dass dieser Dichter erst im Jahre 1751 geboren „ist. Wenn der Irrthum durch eine im Besitz des Dr. Dumpf „gewesene Abschrift aus dem Sesswegenschen Kirchenbuche „veranlasst worden ist,**) so muss letztere entweder un- „genau abgefasst, oder undeutlich geschrieben gewesen sein. „Im ersten Falle mag die, auf dem in Betracht kommenden „Blatte des Kirchenbuches, obenan über einer anderen Anno- „tation stehende Jahreszahl 1750 als giltig auch für die „nachfolgende angesehen und dabei übersehen worden sein, dass „unmittelbar über der R. Lenz betreffenden Annotation, in der „Mitte der Seite sehr deutlich die Jahreszahl 1751 geschrieben

*) Im Briefe J. Müthel's an mich vom 11. Decbr. 1865, also 3 Monate vor dem Druck des Artikels.

***) Die Dumpf 1815 zugefertigte Abschrift ist, wie ich oben bezeugt, ebenso genau und richtig, als die im December 1865 mir übermittelte.

„steht.“ — Die späteren Mühelschen Briefe betreffen Personen aus der Reihe der Taufzeugen und Familianten.

Ich war also einigermaßen berechtigt die Anmerkung auf S. 210 der Balt. Monatsschrift gemäss Wunsch der Redaction auch in der proponirten Form zu verstatten, deren wegen Herr Falck mich in frivolster Weise öffentlich eines literarischen Schwindels verdächtigt, als ob ich die Bekanntschaft Oldekops verleugnet hätte, um mich bequem mit fremden Federn zu schmücken!! Welcher Beschaffenheit ist aber die Quelle, auf Grund deren Herr Falck sich erlaubt, mich öffentlich als Plagiator zu denunciiren? In der Anmerkung 2 S. 55 schreibt er: „J. R. M. Lenz wurde geboren:

3) 1751 nach Th. Oldekop v. 1766 p. 49 („Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeiger (sic) St. VII.“) Was steht aber auf der angeführten Stelle? Auf p. 49 finden wir zum „Versöhnungstod Jesu Christi“ das Vorwort „An den Leser“. Dasselbe beginnt: „Ich mache mit vielem Vergnügen dieses Gedicht bekannt, welches von einem fünfzehnjährigen Jünglinge allhier verfertigt worden, etc. etc. — Dorpat, den 8. des Merz-Monats im Jahre 1766.“ Also eine ganz allgemeine Angabe, aus welcher mit Hilfe von Adam Riese Herr Falck das Geburtsjahr 1751 errechnen konnte, nicht aber eine directe Angabe, aus deren Fassung auf eine sichere Quelle und genaue Benutzung derselben zurückgeschlossen werden durfte. — Um jedem späteren Einwurf vorzubeugen, als ob Pastor Mühel dennoch irrthümlich eine ungehörige Jahreszahl übertragen und verbreitet hätte, benutzte ich im August des Jahres 1871 die Gelegenheit einer Reise durch das Kirchspiel Sesswegen, um in das Pastorat einzufahren. In Begleitung des Landraths Heinrich von Kahlen-Geistershof stattete ich dem Pastor J. Mühel einen Besuch ab, der mir das betreffende alte Kirchenbuch aufschlug, aus dessen genauester persönlicher Prüfung ich die vollkommene Ueberzeugung gewann, dass thatsächlich die Jahreszahl 1751 zur Geburts- und Taufeintragung des Dichters Jacob Michael Reinhold Lenz gehört. *)

*) Die Briefe des Herrn Pastors J. Mühel (Sesswegen Pastorat den 12. December 1865 und den 10./22. Januar 1866) werden vom Tage der Ausgabe der „Balt. Monatsschrift“ ein viertel Jahr lang namentlich bis zum letzten März 1879 in der Redaction der „Rigaschen Zeitung“ Jedermann zugänglich sein und als Beweis dafür volle Gültigkeit haben, erstens, dass ich im März 1866, als mein

Aber welches ist denn endlich — höre ich den Leser fragen — das dritte von Herrn Falck im nämlichen Satz der Seite V. seiner Schrift begangene „Versehen“? Herr Paul Theodor Falck belegt seine Ansicht, als ob Dr. Dumpf „der erste grosse Lenzkenner“ des Dichters Geburtstag auch in die „unvollendet gebliebene Biographie“ übertragen habe durch sein „Certificat 2“ in welchem zur Vermeidung jeglichen Zweifels seine Textangabe wiederholt wird:

„J. M. R. Lenz wurde geboren:

4) 1752 nach Dr. Dumpf v. 1819 p. X. (Einleitung zum „Pandämonium germanicum von Lenz“).“

Nun, mir liegt das Pandämonium germanicum, „Eine Skizze von J. M. R. Lenz. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des verstorbenen Dichters herausgegeben. Nürnberg 1819 bei Friedrich Campe“ in zweien Exemplaren *) vor, deren erstes meiner Bibliothek, deren zweites der Rigaschen Stadtbibliothek (L. G. 71g.) zugehört. Weder zeigt die der Lenz'schen „Skizze“ vorgedruckte Einleitung eine besondere römische Paginirung noch steht auf der 10., oder irgend einer anderen Pagina des ganzen 64 Seiten zählenden Bändchens ein einziges Wort von Lenzens Geburt oder Geburtsjahr!

Hatte Herr Paul Theodor Falck darauf gezählt, dass die Leser seine Citate uncontrolirt lassen? Oder wird er jetzt ableugnen, dass er „besagte“ Jahrzahl bei Dr. Dumpf „gelesen haben wolle“ (Vergl. Falcks Behandlung eines gleichen Themas S. 22 unten)? Dieses ist das 3. in dem angeführten Satze der S. V. begangene „Versehen“, ein Versehen von der Gattung, für welche Herr Falck kein „mildes Auge“ zu haben affectirt; denn um seine eigenen Worte zu wiederholen: „wo man sich ein unfehlbares Air giebt, wo man Menschen glauben machen will,

Lenz-Artikel in der „Balt. Monatsschrift“ erschien, aus eigenster und directer Kenntnissnahme, ohne Oldekops Autorität, sagen durfte, dass ich Lenzens Geburtsjahr „zuverlässig aus dem Sesswegenschen Kirchenbuche erfahren habe“; zweitens, dass Herr Paul Theodor Falck — nachdem dieses hier zu öffentlicher Kenntniss gebracht worden ist — nicht weiter durch mich wegen Verläumdung gerichtlich belangt zu werden braucht.

*) Auch die Dumpfsche genau übereinstimmende Originalhandschrift liegt vor.

was man selber nicht weiss, was man selber nicht gelesen hat, aber dennoch so citirt und sich ein so gelehrtes Ansehen giebt, da bin ich unbarmherzig und kenne keine Rücksichten, weil man als Mann der Wissenschaft der Wahrheit allein und sonst keiner Gottheit die alleinige Ehre zu geben hat.“ Herr Paul Theodor Falck hat die Dr. Dumpfsche Pandämonium-Ausgabe ungesehen citirt nach seinem eigenen Urtheil, „um sich ein gelehrtes (!) Ansehen zu geben.“

In dem „Certificat“ 55 auf S. 69, welches Victor Hehn — nur aus J. Eckardt's „Livland im XVIII. Jahrhundert“ kennt, nicht aber aus der Quelle — dem Artikel „Karl Petersen“ in der „Balt. Monatsschrift“ B. II. Heft 5 vom November 1860 — zieht Herr Falck gegen den um die Kenntniss Herders hochverdienten Dr. Suphan zu Felde. Er schreibt: „Ein Mann der ausser Victor Hehn noch die Rigischen Anzeigen von 1766 gelesen hat, **scheint** (!) *) Suphan zu sein. In „Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie“ B. VI. p. 45—85 findet man den Aufsatz: „Die Rigischen Beiträge und Herder“. Dasselbst p. 49 folgenden bemerkenswerthen Satz: „Ausser ihnen (den Herderschen Beiträgen) ist für die litteraturgeschichte nur eins von Wichtigkeit, das im VII stücke des Jahrgangs 1766 (S. 50—60) steht: „Der Versöhnungstod Jesu Christi, besungen von einem Jüngling in Dorpat J. M. R. L., des damals fünfzehnjährigen Reinhold Lenz zuerst veröffentlichtes Gedicht. Dasselbe fand trotz seiner ungeschickten Hexameter und seines überspannten Ausdrucks gute Aufnahme. „Man machte diesen Jüngling zum anderen Klopstock, bemerkt Gadebusch; als er aber (1769) mit seinen „Landplagen“ an das Licht trat, belehrten ihn die offeneren Kunstrichter eines andern“. „Dazu erlaube ich mir zu bemerken, fügt Herr Falck hinzu: 1) schrieb Gadebusch nie in dieser Orthographie; 2) weiss **man**,*) dass Gadebusch **nur** in seiner livländischen Bibliothek v. 1777 B. II. S. 177 f. von Lenz spricht und da steht kein Sterbenswort von dem Angeführten; 3) sagt Gadebusch das **Gegentheil**: „Vielleicht haben diese (Kritiker der „Königsberger Zeitung“ von 1769 St. 91

*) Die Auszeichnung der Wörter ist mein. Der Autor meint und glaubt zu beweisen, dass Suphan das Citat erfinde! J. S.

p. 365) zu viel gefordert etc. (vide Gadebusch von 1777 p. 178 L. B. II.); 4) sagen diese Königsberger Kritiker — —. Der Leser ersieht aus diesem, dass Suphan **nicht zuverlässiger** ist, als die im Cf. (bedeutet Certificat) citirten Autoren in dieser speciellen Angelegenheit. Herr Dr. Suphan — dessen Fleiss, Umsicht und Zuverlässigkeit alle Urtheilsfähigen anerkennen — wird hier in gleicher Weise als literärischer Schwindler vor aller Welt gezüchtigt und auf das Armensünderbänklein verwiesen, wie das mir selbst geschah. Etwa mit mehr Recht?

Der Ton dreister Unfehlbarkeit und Selbstüberhebung, in welchem Herr Falck auch in geringfügigen Dingen die „Versehen“ Anderer glaubt geisseln zu dürfen, lässt es doppelt schmachvoll erscheinen, wenn ihm die Begehung gerade derjenigen „Versehen“ nachgewiesen wird, deren er geglaubt hat Jene zeihen zu dürfen. Ist es nicht eine dreiste Behauptung, dass Gadebusch jenes durch Suphan in „Zacher's Zeitschrift der deutschen Philologie“ wiedergegebene Urtheil über J. M. R. Lenz **nicht** gelesen habe? Wollen wir die vier, gegenüber Dr. Suphan aufgestellten Thesen der Reihe nach näher besehen! ad 1) kann Suphan für die Orthographie der Zacherschen Zeitschrift nicht verantwortlich gemacht werden, eine Orthographie die nicht diejenige Suphans ist. ad 2) Trotzdem Herr P. T. Falck mit Entschiedenheit die Behauptung aufstellt, „dass Gadebusch **nur** in seiner Livländischen Bibliothek von 1777 B. II, S. 177 f. von Lenz spricht und da kein Sterbenswort von dem Angeführten steht:“ so redet Gadebusch dennoch und zwar Band I, S. 19 in dem Artikel „Rigische Anzeigen“ von Lenz unter dem Jahre 1766 Stück 7, wo es heisst: „68) den Versöhnungstod Jesu Christi“, besungen von einem Jünglinge in Dorpat. J. M. R. L. St. VII. „Man machte diesen Jüngling zum andern Klopstock: als er aber mit seinen „Landplagen“ an das Licht trat, belehrten ihn die offenerzigen Kunstrichter eines Andern“. Also — bis auf die durch Suphan **un**verschuldete Orthographie und bis auf das Semikolon zwischen Vorder- und Nachsatz — genau wie bei Gadebusch! Herr Falck konnte es freilich nur so „**scheinen**“, dass Suphan den Gadebusch nachgeschlagen habe, er **wollte** beweisen, dass Suphan den Gadebusch **nicht** gelesen hatte und beweist jetzt: dass **er (Falck) selbst** ihn nur einmal aufgeschlagen und nicht weiter gelesen hat, dass er über Dinge geurtheilt, die er **nicht**

kannte, die zu kennen er „**sich den Anschein gab**“.*) Ad 3 sagt Gadebusch unter dem Artikel „Lenz“ durchaus nicht „das Gegentheil“ dessen, was er unter dem Artikel „Rigische Anzeigen“ bereits früher hatte drucken lassen. Ich bitte nur beide Sätze hinter einander zu lesen **B. I, 19**: „Man machte diesen Jüngling zum andern Klopstock; als er aber mit seinen Landplagen an das Licht trat, belehrten ihn die offenerzigen Kunstrichter eines andern“ und im **B. II, 178**: „Vielleicht haben diese **) zu viel gefordert.“ Ich sehe hier nur eine Ergänzung des an der ersten Stelle Gesagten; Herr Falck aber vermuthet augenscheinlich den schon S. 40 (unten) vorgeführten „Contradictorischen Widerspruch“ (!) eigener Erfindung. Ad 4 ist die Frage erlaubt: wie steht es **nun** mit der Suphan abgesprochenen „Zuverlässigkeit“, mit dem „unfehlbaren Air“ des Herrn Falck, wie mit dem „milden Auge“? **Wer ist derjenige**, dem gegenüber man „**unbarmherzig**“ sein und „**keine Rücksichten kennen**“ darf?!

Wenngleich die obigen Proben des Fleisses und der „Gelehrsamkeit“ genügen dürften, um Herrn P. T. Falck einen besonderen Ehrenplatz in der deutschen Kritik und Literaturgeschichte zu sichern, so werde ich doch noch eine kleine Blumenlese verschiedenartiger weiterer „Versehen“ und „Certificate“ beibringen, um zu zeigen, dass Herr Falck auf allen Seiten seiner Schrift in gleicher Tüchtigkeit sich bewährte, und gerade der Mann ist, den unser Lenz zum Biographen sich — nicht gewünscht hatte, ein Biograph wie der des Eumenes.

Oder mit anderen Worten zu reden — obschon die bisherige Beweisführung über Unaufmerksamkeit, Leichtfertigkeit, Kritiklosigkeit und selbstüberschätzende Anmassung des Autors ausreichen könnte um darzulegen, dass er trotz eines gewissen pedantischen Fleisses zu Urtheil und Sachverständniss nicht gelangen konnte; so liegt mir doch daran, vorweg auch dem Anschein und der Ausrede Unterlage und Stützpunkt zu nehmen, als dürfte das oben Erwiesene ebenso schülerhaft-unwissenschaftliche als eitel-anmassliche Gebahren des Verfassers — in

*) Siehe S. 58 Herrn Falcks schulmeisterliche Art, mit Karl Goedeke und Koberstein zu reden.

**) Die „Kennner“ ist hier bei Gadebusch II, 178 zu lesen, der über-accurate Herr Falck giebt an: die „Kunstrichter“.

Rücksicht auf Achtsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Sachkenntniss, Scharfsinn, die er in anderen Theilen seiner Schrift erwiesen hätte — mit „mildem, resp. milderem Auge“ (S. 58) angesehen werden. —

Wenn ein Schriftsteller Worte — über deren Sinn die Welt sich längst schon geeinigt hat — in einem besonderen neuen Sinne verwenden will, so liegt ihm die Definition des Begriffes ob, für welchen er das Wort in Zukunft zu brauchen beabsichtigt. Das hat Herr Falck wie wir gesehen mit den Fremdworten „Certificat“, „Cultur“ (S. 9), „officiell“ (Cf. 67), „plastisch“ (S. 5 u. Cf. 13) — denen auch einige deutsche Worte wie z. B. „Muttersprache“ (S. 10) „Gegentheil“ (S. 69), und S. 14 dieser Kritik; „Brief“ (S. XI, sowie S. 4 dieser Kritik) beizugesellen sind — unterlassen.

Auf S. 15 redet Herr Falck von Lenzens Werken „aus seiner klassischen Periode“. Aus jener Periode finden wir „fast nur Werke gedruckt — wie sie ihm nolens volens aus der Feder flossen.“ Solange unter klassischen Werken solche verstanden werden, welche in jeder Beziehung, namentlich aber in Ansehung der inneren und äusseren Form mustergültig sind, können mit Ausnahme einzelner kleiner lyrischen Gedichte die Lenzschen dichterischen Schöpfungen doch nur für im hohen Grade unklassisch angesprochen werden. Wo vollends will Herr Falck eine ganze „klassische Periode“ unseres Dichters nachweisen? Aber nicht genug, dass Lenz zum Klassiker gestempelt wird, er muss auf Goethes Kosten steigen. L. Spach hat es freilich „nicht verstanden“, den „stolzen Titel Lenz le rival de Goethe“ zu „verwerthen“ (S. 73, Certificat 77), aber Herr Falck thut's mit glücklichem Erfolge! „Der Dichter I. M. R. Lenz in Livland.“ Eine Monographie „nebst einer bibliographischen „Parallele zu M. Bernays jungem Goethe 1766—1768.“*) lautet der anspruchsvolle Titel seiner Schrift. Herr Falck fordert den Leser auf, mit ihm das S. 43—49 wiederabgedruckte Lenzsche Jugendgedicht „der Versöhnungstod Jesu Christi“ anzusehen — wie es S. 22 heisst — „weil der „Versöhnungs-

*) Den Titel des Bernayschen Werks hat Herr Falck missverständlich angegeben, er lautet im Original: Der junge Göthe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776. Herr Falck hätte also auf dem Titel seines Buchs und in demselben drucken lassen müssen M. Bernays „Junger Goethe“ 1766—68, für welche Jahre er die Parallele versprach.

„tod Jesu Christi“ zu einer interessanten Parallele mit den „poetischen Gedanken über die „Höllenfahrt Jesu Christi“ „seines um zwei Jahre älteren, späteren Jugendfreundes Goethe „auffordert, der zu derselben Zeit als Student in Leipzig an „einen ähnlichen Stoff nach Klopstocks Vorgang sich machte. (51)“ Nun kommt — denkt der Leser -- die Parallele, welche uns Herr Falck auf dem Titel versprochen! Indessen, schlägt er pflichtschuldig das 51. „Certificat“ auf, und findet in demselben S. 68 folgenden Satz, dessen Auszeichnungen von mir herrühren: „Es hat mir einen schönen (!) Genuss gewährt, (und „ich möchte denselben auch dem Leser nicht rauben (!) und ver- „zichte somit*) auf die weitere Ausführung der Parallele) — „den M. Bernayschen „jungen Goethe“ — — mit meinem „Jungen Lenz“ — — bibliographisch (!) zu vergleichen.“ Darf ich meinen Augen trauen? wozu denn die Vorspiegelung auf dem Titel, welche genau dasselbe verspricht, was hier kategorisch abgelehnt wird? Genau dasselbe Irreschicken, das wir in anderen „Certificaten“ nachgewiesen haben! Fühlte Herr P. T. Falck nachträglich, dass ihm die Befähigung zur Durchführung des in Aussicht genommenen Vergleiches abging, so hätte er sich bescheiden, den Satz vom Titel streichen müssen. Obgleich, oder weil Herr Falck die Unfähigkeit der Durchführung des kritischen Vergleiches dargelegt, so kann er es doch nicht lassen, S. 24 (oben), Goethe mit einer Schlappe in hochtönenden Worten zu bedenken: „Das wäre — ruft er aus — der Gedanken- extract (sic!) des Lenzschen Jugendepos und der Leser, in dessen Händen ja (sic!) Goethes Werke sich gewiss (sic!) befinden, könnte versuchen (sic!) ein Pendant aus der Höllenfahrt zu liefern.“ Also was Herr Falck nicht gemogt, soll der Leser statt seiner thun! Wie kurz hätte der Vielschreiber Plutarch sich fassen können, wenn er in den Vitae parallelae die zukünftigen Secundaner in einem „Certificat“ gleich unter dem Titel ersucht hätte die Parallelen selbst zusammen zu suchen. Aber freilich der berühmte Plutarch wäre er jetzt nicht!

Woher weiss Herr Falck, dass jeder Leser — deren er doch gewiss einen recht grossen Kreis sich wünscht — Michael Bernays „Jungen Göthe“ in dem Augenblick zur Hand haben

*) Als Recensent hätte Herr Falck hier ein eigenhändiges „sic“ hergesetzt.

wird, wenn ihm sein „Dichter Lenz“ entgegentritt? Wäre es nicht zweckdienlich gewesen bei der vorausgesetzten Unbehilflichkeit des Lesers, ihm auch andere Ausgaben Göthescher Werke vorzuschlagen, in welchen die Höllenfahrt mit abgedruckt ist, z. B. den B. II. der 1840 veranstalteten Gesamtausgabe der Werke, oder B. III von Göthes Gedichten (Göthes Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe B. III Berlin Gustav Hempel) in welchem S. 177—181 nicht nur die „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“, sondern noch mehr zu lesen ist. Der Herausgeber dieser Ausgabe der Gedichte Dr. Fr. Strehlke giebt nämlich an: dass das Ganze, auch das gewählte Metrum Nachahmung des „Jüngsten Gerichtes“ von Joh. Elias Schlegel ist. Göthe selbst glaubte, das Gedicht auf Verlangen des Fräuleins Klettenberg entworfen zu haben. Hätte Herr Falck Riemers „Mittheilungen über Göthe“ Berlin 1841, Bd. II. nachschlagen wollen, er hätte S. 540 über Christi Höllenfahrt folgende Angabe verzeichnet gefunden: „Eine der geistlichen Oden, deren G. als junger Mensch schon vor seiner academischen Zeit schrieb, und diese zumal, in Nachahmung des jüngsten Gerichts von Elias Schlegel. Sie erhielt den Beifall seiner Eltern und Freunde, und gefiel ihm selbst noch einige Jahre (XXIV, 225). Als sein ältestes gedruckt bekannt gewordenes Gedicht hat man es zuerst in die Quartausgabe aufgenommen, und zugleich als theologisches Specimen aus einer religiösen Schulzeit, welche alle Dichter jener Tage: Klopstock, Wieland, Uz, durchgemacht haben. Das für uns Dichterische daran bleibt die rein-objective Auffassung und Darstellung des protestantisch-christlichen Lehrbegriffs, und so ist das Ganze wie ein geistiges Altargemälde anzusehen und zu beurtheilen, das sich mit einer Himmelfahrt oder jüngstem Gericht, dem Sinne nach, vergleichen lässt.“

Wenn wir aus „Dichtung und Wahrheit“ nicht durch Göthes eigenes Geständniss wüssten, wie er in seiner Jugend zu Klopstock gestanden, aus der „Höllenfahrt“, in welcher Herr Falck Aehnlichkeiten sucht, waren sie am wenigsten zu finden!

Noch einmal macht Herr Falck S. 27 (unten) bis 28 (oben) einen flüchtigen Versuch des Vergleichs zwischen Lenz und Göthe in der Richtung auf den Mysticismus, verwahrt sich aber zum zweiten Male schon auf derselben Seite 28 (oben) gegen

die Ausführung desselben: „Indessen müssen wir uns bei dieser Parallele auch mit obigen blossen Andeutungen begnügen, da es nicht (?) in unserer Aufgabe liegt, solche Punkte weitläufiger zu verfolgen.“!

Wie mag nun, wird der Leser fragen, Herr Falck auf die Parallele Göthes und Lenzens gekommen sein? S. 41 meiner „Deutschen Dichter in Russland“ liess ich vor 25 Jahren drucken: „Lenz, der in den „Landplagen“ und in einem aufbewahrten Fragmente: „das Begräbniss Christi“ durch Klopstocks „Messias“ angeregt erscheint, legte schon in diesen Erstlings-schöpfungen Zeugniß ab von seinem eigenthümlichen, völlig selbstständigen Genie, das durch fremdes Beispiel nicht bestimmt, wohl aber angefeuert wurde. Es ist merkwürdig, wie Lenz und Göthe bereits vor ihrer Bekanntschaft im damals freilich sehr verbreiteten Enthusiasmus für Klopstock's „Messias“ sich begegneten.“

Bei diesem Vergleich beider Dichter hat mir im entferntesten nicht Göthes „Höllenfahrt Jesu Christi“ sondern jene Stelle, ich denke im zweiten Buch von „Dichtung und Wahrheit“, vorgeschwebt, wo die beiden Geschwister Wolfgang und Kornelia G. bei der Declamation einer Stelle der Messiade dermassen sich ereifern, dass der erschreckte Barbier bei dem laut und mit Entsetzen ertönenden Rufe Korneliens „o wie bin ich zermalmt!“ dem Vater, dem ehrbaren Herrn Rath, das Seifwasser des Barbierbeckens über die entblösste Brust giesst. — Nun Herr Falck hat jedenfalls die „Priorität“ für sich, Elias Schlegel für Klopstock zu nehmen!! — Als im Jahre 1853 vor meiner Heimkehr nach Livland die ersten Bogen meiner „Deutschen Dichter in Russland“ in Berlin gedruckt wurden, konnten mir heimische Bibliotheken wenig Nutzen bieten, wenigstens keine direkte Benutzung verstatten. — Namentlich auch mit Rücksicht auf Lenz war ich auf die Königliche Bibliothek in Berlin und auf die des Professors Dr. Gruppe und die Varnhagen von Ense's angewiesen, aus welchen ich auf das bereitwilligste unterstützt wurde. Die „Rigischen Anzeigen,“ welche ich gerne persönlich eingesehen hätte, waren damals wenigstens in Berlin nicht zu ermitteln, standen mir nicht zu Gebot. Ich musste mich auf briefliche Erkundigungen und Mittheilungen beschränken, welche mich zur Verwechselung zweier nach Stoff und Form nah verwandter, wie es scheint ursprünglich als Theile eines Ganzen angelegter Dichtungen ver-

führt haben. Das irrthümliche Citat auf S. 41 ist solcher Correspondenz entlehnt worden. — Wenn aber Herr Falck dem Professor Gruppe die gleiche Verwechslung wie mir nachzuweisen glaubt, so ist er in blindem Irrthum befangen. Herr Falck selbst citirt S. 68 Gruppe's Worte correct: „Oldekop stellte „dessen (Lenzens) Gedanken von dem Versöhnungstode Christi „ans Licht, in den Rigischen Anzeigen — ein entsprechendes „Fragment bei Tieck.“ Ebenso die von Herrn Falck angeführten Worte aus Gruppe's Buch S. 242: „Schon Tieck (III. S. 56) theilte das „Fragment eines Gedichtes über das Begräbniss Christi“ mit, allem Anscheine nach vom Jahre 1766, also Werk des 16jährigen Jünglings, noch auf der Schule verfasst etc.“*) „Und so — fügt Herr Falck hinzu, geht die Verwechslung weiter.“ (!) Hat denn Herr Falck hier die Auseinanderhaltung der beiden Dichtungen wirklich nicht erkannt?! Gerade Gruppe's Worte: „Ein **entsprechendes** Stück bei Tieck“ unterscheiden beide Dichtungen von einander! Hatte ich doch selbst — durch spätere persönliche Benutzung der „Beiträge“ über den 1853 eingeschlichenen Irrthum auf S. 41 der „Deutschen Dichter in Russland“ belehrt — auf den Unterschied beider Lenzschen Dichtungen den Professor Gruppe aufmerksam gemacht, als ich ihn kurz vor Beginn des Druckes seiner Lenzschrift in Berlin besuchte.

Sehr bedauerlich ist, dass Herr Falck — wie die oben erwiesenen **falschen Citate** gegenüber Dumpf und Sivers (S. 333 bis 337) und Suphan (S. 338—340) darthun, die weisen Lehren selbst garnicht befolgt, deren Beobachtung er Anderen empfiehlt: nur solche Stellen zu citiren, die der Schreibende mit eigenen Augen gesehen hat, und wirklich die Bücher zu lesen, welche er anführt. Herr Falck weigert sich, zu glauben, was ihm nicht bewiesen werden könne, und er thut recht daran; aber er fordert

*) Als Anhang zu den Landplagen ursprünglich gedruckt findet sich das „Fragment eines Gedichtes über das Begräbniss Christi“ im B. III. der von Tieck herausgegebenen „Gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz S. 56—60 dagegen „der Versöhnungstod Jesu Christi besungen von einem Jünglinge in Dorpat J. M. R. L. im VII. Stück der „Gelehrten Beiträge zu den Rigischen Anzeigen“ aus Jahr 1766 S. 50—60. Diese Dichtung fehlt bei Tieck. Ueber die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des „Begräbnisses“ und des „Versöhnungstodes“ waren Gruppe und ich einer Ansicht.

zugleich von seinen Lesern den Glauben an allerlei unerwiesene Aufstellungen! „So **zweifellos es feststeht**, schreibt er S. 15, dass nicht nur die „Feuersnoth“ sondern auch die übrigen (6) Gesänge (der „Landplagen“) in Livland entstanden; so können wir hier doch nicht näher darauf eingehen.“ Weil dem Autor der Einblick nur in die „gemissbilligte letzte Königsberger Umarbeitung“ möglich war, „die livländische (der Autor meint die erste) Bearbeitung der „Landplagen“ nicht vorliegt und aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht mehr existirt“, so sollen die Leser wie an einen kategorischen Imperativ an die unerwiesene und unerweisbare Entstehung der Landplagen in Livland glauben! Uns steht diese behauptete Thatsache durchaus nicht fest.

Wengleich Lenz in den „Landplagen“ einen Fortschritt gegenüber dem „Versöhnungstod Jesu Christi“ (und dem Begräbniss Christi) in der Form nicht aufweist, so hätte schon die grössere stoffliche Freiheit des weltlichen Gedichtes Herrn Falck darauf führen können, dass der Dichter zur Zeit als er dichtete den Einwirkungen des dorpater theologischen Dunstkreises einigermaßen sich entrückt fühlte.

Dr. Dumpf, — dem das Gedächtniss und die Mittheilungen der Lenzschen Brüder Johann Christian und Carl Heinrich Gottlob zur Seite standen — sagt auf S. 1 des 7. Bogens der ausführlichsten Bearbeitung ausdrücklich: „Er (Lenz) führte diesen Vorsatz „(ein grösseres Gedicht zu unternehmen) in einem Gedichte, dem „er den Namen die Landplagen gab, in den **beiden ersten Jahren seines academischen Lebens** auch wirklich aus. Weil er „aber immer noch von dem ersten Eindrücke, welchen Klopstocks „Messiade auf ihn gemacht hatte, befangen war, obgleich seine „Kenntnisse und Ansichten sich seitdem sehr erweiterten, so „konnte es nicht fehlen: dass diese unternommene Arbeit einen „Widerspruch in sich trug, der sie recht eigentlich vernichtete. „Sein Bruder Christian, dessen ruhige Natürlichkeit von „einem solchen Zwiespalt verletzt wurde, machte ihn aufmerksam „auf die Gebrechen seines Gedichtes, das er demungeachtet „drucken liess.“

Was Herrn Falck jetzt — hundert und neun Jahre später — „so zweifellos feststeht“, wird durch die Autorität des Lenzschen Bruders Johann Christian, des Commilitonen von Königsberg, des Augen- und Ohrenzeugen aufgehoben!

Ein weiteres Beispiel für die unkritische Annahme sich

darbietender Materialien finden wir S. 40. Herr Falck schreibt: „Die Reise der Jünglinge Jacob und Christian ging von „Tarwast nach Reval zu den neuen Anverwandten, um (!) von „dort direct übers Meer nach Königsberg zu gelangen. 89) „Hier war es nun, wo der junge Dichter zum ersten Mal das „„grosse weite Meer“ sah, das einen gewaltigen Eindruck auf „ihn gemacht haben muss. 90) „Auch der Ocean tobt, es drängt „sich Welle auf Welle an das erschütterte Ufer . . . tief in den „Schooss des Meeres hinabgerissen.“ 91) Es stimmte zu der Musik „in seinem gebrochenen Herzen! Er muss sich trennen von „seinem Heimathland, er muss wandern in die Fremde und fort „geht es hinaus in die wogende See; auf nach Königsberg zur „Universität! Im August 1768 verliess er das baltische Land, „betritt im September den deutschen Boden und lässt sich am „20. des gleichen Monats in Königsberg als Student der „Theologie aus Livland immatriculiren.“

Jeder Leser wird begierig namentlich das „Certificat“ 89 aufschlagen. Dieses lautet: „Aus dem Lenzschen Familienarchiv,“ (welches gegenwärtig im Besitz des Herrn Falck sich befinden soll. Siehe „Certificat“ 3). Aber ist es erlaubt, **so** kurzweg die Neuigkeit beglaubigen zu wollen? Welche Vergewisserung liegt in dem „Certificat“ im „Lenzschen Familienarchiv“? Ein Archiv besteht aus sehr zahlreichen und mannigfaltigen Stücken, unter denen werthvolle und werthlose in Eintracht neben einander Raum finden! Welche Kritik wendet Herr Falck zur Prüfung der benutzten Quelle an? Hat nicht der Leser das Recht und die Pflicht, nach den Beweisen für die Glaubwürdigkeit der Nachricht, namentlich danach zu fragen: ob das Citat auch als „Certificat“ Gültigkeit haben kann? Sind nicht Herrn Falck bereits mehrere Unglaublichkeiten nachgewiesen worden? — Woher stammt das betreffende Archivstück, wer verfasste es? Wo, wann, von wem ist das Document aufgesetzt worden, wie ist der Wortlaut?

Eine Unmöglichkeit wäre die Seereise der beiden Brüder Lenz von Dorpat über Reval zur See nach Königsberg durchaus nicht. K. A. Böttiger's *) so oft schon als unglaubwürdig erwiesene Nachrichten sind die einzige Bestätigung, welche der

*) Herr Falck versäumt, dem Verweis auf S. 13 der „literarischen Zustände und Zeitgenossen“ die Angabe: „**Band I**“ hinzuzufügen.

„Archiv-“Nachricht geboten wird! Herr Falck hätte die Verpflichtung fühlen müssen, die neue Angabe thatsächlicher zu belegen als solches geschehen ist! — Herr Falck erzählt S. 40 ferner, dass in Reval „das grosse weite Meer einen gewaltigen Eindruck auf den Dichter Lenz gemacht haben muss“ und belegt diese Nachricht mit folgendem „Certificat“ 90: „Der Leser erinnert sich, welchen gewaltigen Eindruck das Meer auf Göthe machte, als er es zum ersten Mal auf einer Reise nach Italien sah“ (!). Vielleicht „eine bibliographische Parallele“ zu M. Bernays' jungem Göthe?!

Ich befinde mich in der Lage, auch hier Anderes — und zwar durch die Aussage zweier Augenzeugen — zu berichten. Heinrich Ernst Schröder, *) von 1767—1769 Subrektor des Rigaschen Lyceums, schreibt am 10. October 1815 **) aus Dorpat an Dumpf, er sei mit J. M. R. Lenz „das erste mal zu Riga bei dem damaligen Oberpastor von Essen — zusammenkommen“ — — — „wozu seine (J. M. R. L.'s) Reise auf eine Universität nach Teutschland Gelegenheit gab.“ ***) Am 6. Mai 1816 schreibt aus Riga Carl Heinrich Gottlob Lenz †), welcher seinen Bruder Jacob von Hertingen nach Livland begleitet hatte ††) u. a.: „Schon bey seiner Abreise auf die Akademie nach Königsberg, war ihm durch einen zu voreiligen unglücklichen Sprung das Rad des schweren preuss. Fuhr-Wagens über die Brust gegangen.“

Vielleicht bietet sich Gelegenheit, die noch umständlichere Darstellung Dumpf's, der alle ihm zugehenden Nachrichten durch das Zeugniß von Zeitgenossen des Dichters zu prüfen die Möglichkeit hatte, sammt den zugehörigen Documenten (Briefen u. s. w.) zu veröffentlichen. Wäre Lenz zu Schiff von Reval nach Königsberg gekommen, ihm hätte der Fuhrwagen — und zwar wie Dumpf erzählt auf der Kurischen Nehrung †††) — nicht über die Brust gehen können!

*) Vergl. Allgem. Schriftsteller- und Gelehrtenlexicon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland IV. S. 124 und Beise's Nachträge und Fortsetzungen S. 182.

**) Der Brief Schröder's liegt im Original vor. 4 S. in 4^o.

***) S. 2 u. 3 des Schröderschen Originals.

†) Auch dieser Brief von C. H. G. Lenz liegt mir im Original vor. — 8 S. in 4^o. Beide überlebende Brüder standen in Riga im Wechselverkehr.

††) S. 7—8 des Originals.

†††) S. 6—7 im 6. Bogen des Dumpfschen Originals.

S. 36 theilt Herr Falck mit, dass „Lenz schon in der Heimath mit Shakespeare's Dramen vertraut“ gewesen, will aber diese Mittheilung durch das wörtlich also lautende „Certificat“ 79 erhärten: „Und zwar kannte Lenz den Shakespeare „im Original früher, und erst in Strassburg nach der Wielandischen (vid. Cf. 78) und Eschenburg'schen Uebersetzung“. Doch auch das „Certificat“ 78, auf welches der Leser weiter vertröstet wird, ist nur ein Irrgarten! Weder die Behauptung von S. 36, noch die beiden Aufstellungen im „Cf.“ 79, welche statt der Beglaubigung gegeben werden, enthalten vom Beweis das Mindeste!

Ich wende mich nunmehr zu dem „Certificat“ 8 S. 59; um eine 1866 ausgesprochene irrthümliche Ansicht zu berichtigen, welche Herr Falck wiedergiebt. Die vom Bruder C. H. G. Lenz verfasste Beschreibung der Rückreise des Dichters von der Schweizer Grenze nach Livland ist nicht, wie ich 1866 vermuthen durfte, verloren, sondern aus Köpkes Nachlass in meinen Besitz übergegangen und durch mich im Original am $\frac{27. \text{ April}}{11. \text{ Mai}}$ 1874 Eigenthum der Rigaschen Stadtbibliothek geworden.

Da ich ausser zweien, von Dr. R. Köpke und von mir genommenen Abschriften auch die mit dem Schluss-Datum des 4. Januar 1817 in Riga unterzeichnete eigenhändige Reinschrift der Reiseerzählung C. H. G. Lenz' nebst seinem Begleitbriefe vor mir liegen habe, ist mir verstattet, Herrn P. Th. Falck zu fragen: ob er, Herr Falck, oder wer sonst dem Lenz'schen Reiseberichte die im „Certificat“ 8, S. 59 berichtigungsweise mitgetheilte Ueberschrift gegeben hat? Herr Falck schreibt: „Die Schrift (soll wohl „Ueberschrift“ heissen) lautet: „Reise mit meinem Bruder Jacob von Hüningen bei Basel gen Liefland.“ Diese Ueberschrift rührt nicht vom Bruder Lenzens her und ist grundfalsch. Die von mir S. 223 in Klammern vorgeführten überschriftartigen Worte entlehnte ich einem Briefe Dumpfs an Petersen (Nr. 48 S. 1 der Dumpfschen Lenz-Correspondenz): „Der alte Oberfiscal Lenz hat redlich Wort „gehalten. Er gab mir die Erzählung von seiner Rück- „reise gen Livland, aus Hertingen,*) mit dem Dichter.“ Die Ueberschrift rührt also nicht von mir her, ist aber ebenso

*) Heilingen ist ein durch den Setzer begangenes und von dem Corrector nicht bemerktes Versehen, deren Herrn Falck in seinem Buche Dutzende ausser den vorgeführten Irrthümern nachzuweisen sind!

wenig als die noch falschere des Herrn Falck echt, lautet aber — da Herr Falck sie herausfordert: „P. P.“ also: „prämissis prämittendis“. — Der Bericht zählt 24 Quartseiten.

Aber nicht nur in diesem Reiseberichte, sondern schon in einem älteren Briefe vom 31. Januar 1816 schreibt des Dichters Bruder den Ort überaus deutlich Hertingen, ebenso richtig wie ihn Stöber („Der Dichter Lenz“ S. 40), der wohl der Gegend kundig ist, hat drucken lassen. Hertingen, das in Stielers Handatlas freilich nicht gefunden wird, ist ein im badischen Oberrheinkreise, Amt Lörrach belegenes Dorf von weniger als 500 Einw., liegt übrigens nicht weit vom Elsässischen Hüningen und dem schweizerischen Kleinhüningen. — Auch hier dieselbe — wie nennt es doch Maltzahn — — nun Herr Falck, der sich auf dem Gebiet der „Certificate“ so gut versteht, wird sich's wohl selbst ausfindig machen!

Herr Falck hat sich so oft und mit Hartnäckigkeit auf Abwege verirrt und Phantasiegebilden nachgejagt, dass er das näher Liegende darüber vernachlässigt. S. 4 hält er z. B. den Vater Lenz für schuldig am Unglück des Sohnes, weil ohne dessen Drängen zur Theologie Jacob als „**vielleicht** ruhmvoller — Schauspieler nach allen Richtungen hin“ (!) sich ausgezeichnet hätte. Warum nicht auch **vielleicht** als Feldherr, als Gletscherbesteiger, als Nationalökonom u. s. w.

S. IX scheidet Herr Falck Lenzens Correspondenten in „bekannte“ und „ganz unbekante“. Zu den bekannten zäh't er u. a. Conrad Süss und Rector Lau (?).

Durch wen anders, als durch Bock und durch mich weiss Herr Falck, dass je ein Rector Lau existirt hat, und doch giebt er sich ausdrücklich den Anschein, als ob er ihn als „Correspondenten“ Lenzens kannte! Und ist es nicht nur der Unwissenheit des Herrn Falck zuzuschreiben, wenn er Bacmeister zu den „ganz unbekannt Namen“ (!) zählt; Bacmeister ohne dessen „Russische Bibliothek zur Kenntniss des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Russland“ (11 Bände) Niemand „bibliographische Parallelen“ in Rücksicht auf „Literatur in Russland“ aus der Zeit von 1772—1789 unternehmen dürfte. Wenn aber der Schuhmachersgesell Conrad Süss zu den „bekannten“ Correspondenten gezählt wird, wie kommt Herr Falck darauf, die Namen der beiden bekannten Buchhändler Weitbrecht und Rüdiger (bei welchem letztern in Moskau Lenzens Ueber-

setzung des Pleschtschejew erschien) „ganz unbekannte“ Leute zu nennen, oder die Frau Schuldirectrice Extner in Moskau, die er selbst (nach Sivers B. M. 1866 S. 224) als Inhaberin einer Erziehungsanstalt „kennen“ müsste? Wie durfte Herr Falck den „Reichsarchivaren“ Müller — Gerhard Friedrich Müller, den Verfasser der bändereichen „Sammlung russischer Geschichte“ unter die „ganz unbekanntenen Namen“ setzen?! u. s. w.

Nur ein Missverständniss konnte Herrn Falck veranlassen, die Reihe von etwa 64 Namen, welche ich im März 1866 in der „Baltischen Monatsschrift“ nannte, als lauter „Briefsteller“ anzusprechen. B. M. 1866 S. 223 unten ist nur gesagt, dass die und die Personen mit Lenz „in Verbindung“ gestanden hätten.

In einem Nachwort S. 84 ersucht Herr Falck seine „vielen „Freunde in Deutschland, sowie die grösste deutsche Geistesgenossenschaft, das Frankfurter Hochstift für Wissenschaft und Kunst — — — bei der Beurtheilung des vorliegenden — von ihnen mit **Spannung** erwarteten — Werkes keine freundschaftlichen Rücksichten walten zu lassen, sondern **unbarmherzig** zu tadeln, was ihnen im Opus tadelnswerth erscheinen sollte“ und schliesst endlich mit dem frommen Wunsche: „seine beiden grossen „Rivalen Freiherr W. v. Maltzahn und Prof. J. v. Sivers — — möchten, was sie versprochen, auch halten und ihre Lenz-„Reliquien veröffentlichen.“ — Abgesehen davon, dass ich nicht wüsste, wann und wo Maltzahn und Sivers sich zu „Rivalen“ des Herrn Falck aufgeworfen hätten, finde ich in Anbetracht des dargelegten Characters der Leistungen die Blindheit des Autors über sich selbst wahrhaft rührend. Hatte er in ganz Deutschland keinen Freund — unter den zahlreichen, die er zu haben vorgiebt — welcher ihm über seine Schriftstellerei schon vor dem Druck reinen Wein einschenkte?! Merkte er nicht den tieferen Grund, aus welchem Dr. Urlichs die Fortsetzung der „in der zuvorkommendsten Weise von der Welt“ (S. 83) übernommenen Correctur der Druckbogen ablehnen mochte? Wusste er nicht — als er dem erstaunten Leser gegenüber S. 84 sich der Mitgliedschaft „der grössten deutschen Genossenschaft, des Frankfurter Hochstiftes“ rühmte „dem er die Ehre habe anzugehören“ dass nach § 14 der Satzungen „zur Mitgliedschaft jeder Freund deutscher Wissenschaft, Kunst und allgemeinen Bildung berechtigt ist?“ Wusste Herr Falck nicht, dass nach § 15 des Statutes „die Aufnahme nach einfacher schriftlicher

Anmeldung durch Ertheilung einer Urkunde“ geschieht und dass endlich gemäss § 16 „Bescholtenen, Unselbstständigen oder sonst Ungeeigneten durch Mittheilung eines einstimmigen Beschlusses der Verwaltung die Aufnahme verweigert auch bereits aufgenommenen die Mitgliedschaft in der Stille entzogen werden“ kann?

In seinem, so viel mir bekannt, ersten literarischen Versuche hat Herr Paul Theodor Falck geglaubt, in frivolster Art die Leistungen und den Character anderer Schriftsteller verdächtigen zu dürfen! — Habe ich nicht an verschiedenen Stellen dieser Beurtheilung Herrn Paul Theodor Falck die Begehung gerade der Leichtfertigkeiten und Unzuverlässigkeiten urkundlich nachgewiesen, die er Dr. Suphan, die er mir anzudichten sich erlaubt, Dr. Suphan die Erfindung eines nicht existirenden Gadebusch'schen Textes, mir, Sivers, die Citation von Kirchenbuchsnotizen, die ich nicht gesehen hätte? Hat Herr Falck etwa gemeint, durch dieses Gebahren der Eigenschaften theilhaftig zu sein, welche § 16 der Satzungen des „Deutschen Hochstiftes“ von seinen Mitgliedern fordert?

Seitdem diese Kritik niedergeschrieben wurde, hätte die Reval'sche Zeitung durch eine gewisse Mittheilung in ihrer Nr. 263 vom 11. (23.) Nov. mir eigentlich den Mund schliessen können. Wir erfahren durch dieselbe, wie Herr Paul Theodor Falck in gedruckten von ihm selbst bei verschiedenen Redactionen colportirten Reclamen „als Mann der Wissenschaft und der Wahrheit“ sich bewährt habe!! Wir ersuchen den Herrn Falck, zu ermitteln und zu erweisen, **wer** der **Verfasser** jener Reclamen ist, was ihm, „wegen der vielen Entdeckungen“, deren er S. V sich rühmt, gewiss nicht schwer fallen kann. Es wäre interessant, den Namen dieses Mannes zu kennen, der Herrn Falck nachrühmen durfte, dass er „mit der Geschichte *) und Literatur**) seiner Heimath innig vertraut“, über Leben und Schriften Lenzens „helles Licht verbreitet“ habe; ***) dass er

*) S. 6. Cultur der Aestyi.

**) Man erinnere sich dessen, was ich aus seinen eigenen Worten über Herrn Falck's Kenntniss z. B. der Dumpfschen Pandämoniumausgabe und des Bandes I von Gadebusch's Livländischer Bibliothek, über Bacmeister etc. etc. nachgewiesen habe.

***) Das „helle Licht“ verdunkelt sich durch die unter Anm. **) angeführten Nachweise.

„was nur irgend aus entlegenen und unbekanntem Quellen sich ermitteln liess — sorgfältig gesammelt und mit gründlicher (!) Kritik erörtert“ habe, — — dass „daher die Schrift von Falck als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur begrüsst (!!!) werden dürfe.“

Den Freund, welchen Herr Falck in Deutschland leider nicht gefunden — der ihn warnte, bevor es zu spät war — muss heute der „unbarmherzige“ Kritiker ersetzen, den er leichtfertig und auf das übermüthigste zu reden gezwungen hat, um den Freunden der Literatur in Deutschland den wahren Werth jener literaturhistorischen und pseudo-kritischen Auslassungen zu zeigen.

Dass diese Kritik Form und Wesen einer Züchtigung angenommen, darüber hat Herr Falck sich nicht zu beschweren. Der Unterschied zwischen Kleinlichkeit und Wissenschaftlichkeit, zwischen Oberflächlichkeit und Gründlichkeit, zwischen Schein und Wahrheit ist ihm nicht aufgegangen.

Den S. VIII erhobenen Vorwurf wegen „Vorenthaltung der Veröffentlichung von Lenzens Nachlass“ werde ich in einer besonderen Erzählung der Schicksale der Lenzianna, namentlich der Verdienste Prof. Dr. Rudolph Köpkes um Rettung dessen, was sich in Tieck's Händen befand, entkräften.

Herr Falck war der Meinung, dass er durch seine „Monographie“ dem Andenken Lenzens aufhelfen werde. Ich glaube erwiesen zu haben, dass Herr Falck Lenz in garnichts genützt, vielmehr sich und dem guten Zwecke, welchem er mit schlechten Mitteln zu dienen vermeinte, wesentlich geschadet hat! „Wisst ihr, schreibt Lenz, welcher ein Wohlthäter ein Biograph ist, der die zerstreuten Züge des Lebens eines Menschen zusammen in ein Gemälde bringt, die sonst auf ewig verloren oder von dem Menschen eine tolle und zerre Idee geben würden? Daher die schiefen Urtheile über so grosse Leute, weil sie kleine Biographen gehabt — z. E. Eumenes.“ — Noch eines hat Herr Falck bisher durchaus nicht begriffen: dass man ohne vollständige Kenntniss des gesammten Materiales insbesondere Lenzens Biographie nicht schreiben kann. Mit Hülfe des durch den Druck bisher Veröffentlichten ist es unmöglich, dem Manne und Dichter gerecht zu werden! Hatte Herr Falck die Absicht, dem Dichter Lenz zu nützen, so waren nur zwei Wege möglich: Dasjenige was er an Originalhandschriften, namentlich aus dem Gebiete des

biographischen Materials besass, entweder einem Manne zur Benutzung zu übergeben, der über die Masse des Nichtveröffentlichten gebietet, oder — wenn er es vorzieht — diesen bisher unzugänglich gewesenen Stoff, mit oder ohne Anmerkungen der Öffentlichkeit selbst zu übergeben.

Das geringschätzigste Urtheil Herrn Falcks über die Leistungen Anderer, die hohe Meinung, welche er von den eigenen Fähigkeiten und Entdeckungen colportirt, machen es wahrscheinlich, dass er auch in dieser Sache nur an sich denken wird, wie er sicherlich nur an sich dachte, als er im „Certificat“ 101 S. 79 drucken liess: „Soviel über Lenz schon geschrieben worden ist, so kann ich nur von Urlichs, Erich Schmidt und C. v. Beaulieu-Marconray sagen, sie haben mir, was Lenz anbelangt, als **Muster** gedient.“ Die genannten Herren werden sich durch die sittliche, wissenschaftliche und technische Beschaffenheit der Copie wenig geehrt fühlen! Sicherlich wird kein Leser in Herrn Falcks „opus“ jene Vorbilder wiedererkennen, ein Jeder aber sich sagen, dass Herr Falck zwar sehr wenig Talent zur Nachahmung, aber desto mehr Genie besitzt, das — seines Gleichen sucht und nicht findet.

Herr Paul Theodor Falck dachte **nur** an **sich**, als er in dem mir vorliegenden, in Reval colportirten Reclame-Blatte die Namen der Personen publicirte, welche in höflichen Privatschreiben ihre Erkenntlichkeit für das Geschenk dem Darbringer ausgesprochen hatten! Herr Falck hätte die Discretion besser würdigen sollen, welche solchen Privatbriefen Lebender zukommt! Die der Kritik gegenüber ebenso thörichte, als dem Privatcorrespondenten gegenüber leichtfertige und rücksichtslose Art des Namensmissbrauches kennzeichnet den Verfasser! Was nützen in Sachen der Lenzkritik ein ausgezeichnete Professor der Anatomie, ein berühmter Geolog, ein talentvoller Feuilletonist, Dichter und Uebersetzer und der „vortragende Rath Sr. Majestät des deutschen Kaisers“?! Wenn aber Herr Paul Theodor Falck in letzterm den fleissigen, geistvollen Herausgeber und Erklärer von Göthes Dichtung und Wahrheit, von Göthes Sprüchen in Prosa, von Göthes Faust etc., wenn Herr Falck — G. von Loeper meint, wozu dessen hohes Amt und den Namen des deutschen Kaisers?! Besass Herr Falck wirklich keinen Nerv um die Unschicklichkeit seines Verfahrens gegenüber den dank sagenden Briefstellern und die Lächerlichkeit zu empfinden, der er durch diesen Selbststrettungsversuch sich aussetzt?!

J. M. R. Lenz als französischer Briefsteller und Autor.

Lenz, der in einem augenscheinlich zu Berka bei Weimar verfassten, leider nur als Bruchstück auf die Gegenwart gekommenen humoristischen Gedichte sich als „halb welsch und halb Barbar“ bezeichnet, sprach und schrieb französisch mit ziemlicher Geläufigkeit, wenn auch ohne Talent für den gallischen Sprachgenius. In meinem Besitze finden sich folgende ungedruckte französische Originalentwürfe seiner Hand:

I. Aus der Elsassischen Zeit.

- 1) *Le couple innocent, une glace.* (dramatisch). 8 S. Fol.
- 2) *L'homme de glace ou l'ame qui est reservé du purgatoire.* Histoire très veritable. 13 S. Fol.
- 3) Ein anonymer Brief an Fräulein Louise Gräfin Waldener: „Un inconnu vous ecrit ceci etc. etc. — —“

II. Aus der Weimar-Berkaschen Zeit.

- 4) *Lettre d'un soldat Alsacien à S. Excellence Monsieur le comte de St. Germain sur la retenue de la paye de Invalides.*
- 5) Denkschrift über Umbildung der französischen Armee zu Legionen durch Soldatenehe. 32 Blätter Fol. (Fragment nebst 56 Blatt Notizen. Titel verloren.)
- 6) Brief an den Minister Maurepas über die Möglichkeit Frankreich durch ackerbauende Militaircolonien zu heben. (36 Blätter verschiedener Entwürfe, meist Folio. Titel verloren.)
- 7) Ein Brief an Mlle. König in Strassburg: *Je ne sais que penser trop genereuse amie de la Silhouette que vous avez eú la grace de m'envoier par mon ami Roederer etc. etc. — —“*
- 8) Ein Brief an Frau von Oberkirch geb. Gräfin Waldener: „*Oserois je enfin Madame etc. etc. — —“*
- 9) Ein Brief an Frau von Oberkirch geb. Gräfin Waldener: „*Voila Madame! la suite du poëme de Mr. Wieland, que etc. etc. — —“*

- 10) Ein Brief an dieselbe: „Adieu belle Chanoinesse; etc. etc.“
- 11) Ein Brief an Frau von Stein: Vous parlez de m'arracher de ma solitude etc. — — —
- 12) Ein Brief an die Herzogin Amalie (?) von Weimar: „Votre Altesse dans sa dernière a paru vouloir m'exiler de Weymar pour un plus long tems encore. J'ai obéi. Je la remercie de la lettre dont Elle a daignée m'adoucir cette peine. — — — —“

III. Aus der letzten russischen Zeit.

a. in Versen:

- 13) Le jour d'Helène, ou de fondation d'un nouvel ordre. Gedicht, 13 Spalten in 4^o. (Moskau 1786—90 D[umpf]) 7 S. 4^o.
- 14) Sur une Tabatière, présentée a un vieux homme d'Etat. 1/2 S. Fol.
- 15) Sur l'église des boulangers à Rome.
- 16) A Mlle. de Pl . . . ff, enfant de huit ans et sa soeur de six.

b. in Prosa:

- 17) Belles lettres sans principe. 6 S. Fol.
- 18) Comédie des bêtes (dramatische Scene). 1 S. Fol.
- 19) Essai sur l'éducation présenté a S. Exc. 4 S. Fol.
- 20) Logique des dames. 4 S. Fol.
- 21) Propositions de paix, ou projet d'ouverture d'une Assemblée littéraire à Moscou. 3 1/2 S. Fol.
- 22) Vue des opérations de la grande cloche (mit Federzeichnungen des Autors). 4 S. Fol.
- 23) Lettre adressée à quelques officiers de la commission hydraulique de la communication d'eau. 8 S. Fol. (mit Federzeichnungen des Autors).
- 24) Au sujet d'un théâtre de chymie (8 S. Fol., der Schluss 2 Fol. S. russisch, mit Federzeichnungen, sämtliche wie die bei 20, 21 und 22 vollkommen unperspectivisch.)
- 25) Projet à mon frère ou à un de mes amis de S. Petersbourg etc. etc.

Diese sämtlichen Schriftstücke, in denen Lenz rücksichtlich der Handschrift einen ganz französischen Ductus entwickelt, wimmeln, wie auch seine wenigen englischen Briefe, von Germanismen und Fehlern anderer Art.

Wir sind ausser Stande, zu wissen, wieviel Französisch Lenz in das Elsass mitgebracht hatte — viel wird es nicht gewesen sein — finden ihn aber, wenn auch zu Strassburg hauptsächlich in deutschen Kreisen verkehrend, so doch zu Fort Louis vom Mai bis September 1772, zu Weissenburg und zu Landau vom September bis Ende des Jahres 1772, im Ganzen während 8 Monaten auf den Umgang mit französischem Militär fast ausschliesslich angewiesen und auch in Strassburg vielfach mit Franzosen im Verkehr, wie z. B. mit dem später durch sein interessantes Werk „Phys. Beschreibung der Pyrenäen“ (deutsch, Strassburg 1789.) bekannter gewordenen Grafen Ramond *). Zwei Briefe desselben an Lenz vom 6. May 1776 und vom 8 April 1777 nach Weimar geschrieben, befinden sich in meinen Händen, die Lenz'schen Briefe aber sind, wenn P. Th. Falck gut unterrichtet ist, noch vorhanden. **)

In den Lenz'schen Papieren finden sich verschiedene Blätter von fremder französischer Schrift, welche beweisen, dass er in häufigem Verkehr mit Franzosen geblieben ist. Ich führe nur ein vom 4. September 1776 datirtes Briefchen vor, das ein Graf Duvernay ***) bei seiner Abreise aus Weimar in der Wohnung Lenzens, den er verfehlte, zurückliess: „Mr. le Comte Duvernay est parti d'ici le 4 7br. 1776 pour passer en Pologne peu pourvü d'espèces, mais soutenu par le Courage et le dessin de la gloire.“ — Mentem sanctam spontaneam — honorem Deo — et patriæ liberationem — Sancta Agatha ora pro nobis! 1764.

Welchen Täuschungen eilt dieser jugendliche Schwärmer

*) Eines seiner französischen Dramen widmete Ramond unserem Lenz. Der Titel desselben lautet genau: Les dernières aventures du jeune d'Olban; fragment des amours alsaciennes (Vignette) Yverdon De L'Imprimerie de la Soc. Litt. & Typ. — MDCCLXXVII. Auf dem zweiten Blatt die Widmung: „A Monsieur Lenz.“ Ein Exemplar dieser höchst seltenen Schrift befindet sich in der in Besitz der Strassburger Universitätsbibliothek übergegangenen grossen elsässischen Bibliothek des Buchdruckers F. C. Heitz.

***) Wie sonst könnten die Worte verstanden werden: „Leider sind diese Briefe noch nicht gedruckt.“ Falck a. a. O. S. 63. Anm. 25. Herr Falck giebt aber weder den Eigenthümer noch den Aufbewahrungsort jener Briefe an, so dass über die Richtigkeit der Angabe einstweilen keine Gewissheit zu erlangen ist.

****) Ueber die Persönlichkeit dieses jungen Mannes, der wohl nur einen flüchtigen Besuch in Weimar machte, habe ich bisher auch an Ort und Stelle keine Auskünfte gewinnen können.

lebenslustig entgegen! Er taucht in Weimar auf und über seinem Haupte schliesst sich die stumme Woge. —

Das kleine Gedicht, welches 1857 Th. Bergk S. 4 seiner Schrift: „Acht Lieder von Göthe, zum ersten Male mit Erläuterungen herausgegeben“ der Jacobyschen Iris IV. 2. 147 entlehnt und für ein Gedicht Göthe's ausgegeben hatte *) — obgleich es mit besten Gründen durch H. Düntzer in dessen „Frauenbildern“ S. 58 bereits Lenzen zuerkannt war — findet sich unter den Lenz'schen Papieren. Dazu eine französische Uebersetzung nicht von Lenzens Hand, aber in echt französischen Schriftzügen niedergeschrieben:

Mr. L. à Mr. G.

Arbres muets, témoins d'un Souvenir
Dont le regrèt trouble lès charmes,
Ah! dans cès lieux jamais s'il pouvait revenir
Pouriéz vous lui taire mès larmes!

Jene unter den Duvernay'schen Brief von Lenzens Hand hinzugefügten lateinischen Zeilen mit der Jahreszahl 1764 führen mich auf den im gleichen Jahre verstorbenen Franciscus Algarotti, den von Friedrich dem Grossen in den Grafenstand erhobenen Venetianischen Naturforscher, Denker und Dichter, der in Lenzens Excerpten wiederholt vorkommt. „Mon cher Comte,“ beginnt ein augenscheinlich an diesen gerichteter Brief, den Lenz sich abgeschrieben: „Arrangez vous malgré votre philosophie de maniere „que je vous voye dans le ciel, car je serois bien fâché de vous „perdre de vûe pendant une eternité.“

„Vous etes un de ces hommes rares pour l'esprit et pour „le coeur qu'on veut aimer même au dela du tombeau, quand on „a l'avantage de vous connoitre; et personne n'a plus de raison „que vous pour se convaincre de la spiritualité de l'ame et de „son immortalité. Les années coulent pour les philosophes comme „pour les ignorans et ce qui doit en être le terme ne peut „qu'occuper un homme qui pense.“

„Avouez que je sais accommoder les sermons de maniere a „ne pas effarouches un bel esprit et que si l'on prechoit aussi „brievement, aussi amicalement, vous entendriez par fois le pre- „dicateur, mais il ne suffit pas d'écouter, il faut que cela passe

*) Loeper S. 394 des Bandes III der von Dr. Strehlke besorgten Hempel-schen Ausgabe von Göthes Werken, schreibt das Gedicht ebenfalls Lenzen zu.

„dans le coeur, que cela y germe et que le tout aimable Algarotti devienne aussi bon Chretien, qu'il est bon philosophe, alors je serai doublement son serviteur et son ami.“

Nicht minder charakteristisch als obiger Auszug ist für Lenz auch die Aufzeichnung einer zur Zeit vielleicht in Vergessenheit gerathenen Anekdote von Voltaire, welche ich als Gegenstück zum Briefe an Algarotti folgen lasse.

„Il arriva l'autre jour,“ schreibt Lenz nach einem Genfer Briefe, „un etranger chez Mr. de Voltaire qu'il ne voulut pas voir, mais il a dit a Mde. Denis de le retenir a Diner et de lui faire politesse. Avant de repartir, l'étranger ecrivit sur une carte les 4 vers que voici et pria Me. Denis de les envoyer a Voltaire avant sont depart:

„Je comptois voir ici le vrai dieu du genie
L'entendre, lui parler, l'admirer en tout point
Mais il est comme dieu dedans l'Eucharistie
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.“

„Quand Voltaire eut lú les vers il se mit à crier de toutes ses forces: que l'on fasse entrer ce cher impie que je l'embrasse!“

„L'on retrouve la,“ fügt der Correspondent hinzu, „toujours le même homme jusqu'au bord du tombeau.“ Voltaire, der im Jahre 78 starb, zählte 1776 bereits 82 Jahre. —

Auf Inhalt und Gehalt der Briefe und anderer Schriften dieses Mal schon einzugehen, dürfte zu weit von dem Zwecke dieser Zeilen ablenken. Nur soviel sollte erwiesen werden, dass Lenz eine nicht unansehnliche Menge französischer Handschriften hinterlassen hat.

Der Nachweis ist um so nothwendiger, als Herr Falck in diesem Punkte nur Behauptungen aufstellt und nichts erweist!

Wenn z. B. Herr Falck S. 63 in seiner 25. Anmerkung die kleine Schrift „Eloge de feu Monsieur Wieland, écrivain très célèbre en Poésie et en Prose etc.“, welche 1775 zu Hanau gedruckt wurde, als Beweis dafür anführt, dass Lenz französisch geschrieben habe, so beweist er auch hier aufs neue, dass er mit dem Anschein einer gewissen Belesenheit von Dingen redet, die er nicht kennt, ja die er nicht einmal gesehen hat, denn: das ganze Gedicht von A bis Z ist in — deutscher Sprache verfasst! Da dieses Gedicht ausser Freiherrn v. Maltzahn und mir überhaupt nur sehr wenigen Personen zugänglich sein dürfte,

ja zur Zeit nur in einem einzigen Originalen Exemplare vorhanden zu sein scheint, so glaube ich die ganze Satyre hier zum ersten Male nach 104 Jahren wieder abdrucken zu müssen, zumal mir der S. 5 übernommene Beweis dafür obliegt, dass Herr Falck diese Schrift nicht gelesen hat, die von ihm für ein französisches Werk ausgegeben wird, dessen französischen **Titel** er somit einzig und allein gekannt hat!

„Wer selbst nicht hinter dem Busche gegessen, sucht auch nicht den Andern dahinter.“ Was Wunder nun, dass Herr Falck dem Dr. Suphan und mir die selbstbegangenen Leichtfertigkeiten zur Last legt! Wem fällt dabei nicht Lenzens Spottgedicht ein:

„Der Archiplagiarius.

Ihr fangt mich nicht; ich weiss die Kniffe,
Wess man mich zeiht, das heft' ich andern an.
Kein einziger der Autorgriffe
Entwischte mir, das machte mich zum Mann!
So zündet Archimed der Römer Schiffe
Mit aufgefangnem Feuer an.“

Doch nun der Beweis in Gestalt des — nach Herrn Falcks „gelehrter“ Kenntniss **französischen** — Gedichtes von Lenz.

ELOGE

de feu

MONSIEUR ** ND

ECRIVAIN

TRES CELEBRE EN POESIE

ET EN PROSE.

DEDIÉ AU BEAU SEXE DE

L'ALLEMAGNE.

HANAU 1775.

Das gute Mädchen.

Wie schwingt mein Herz für Freude sich?
Ihr Götter was ergreiffet mich?
Ist dieser Mann mit plumpem *) Schwerdt,
Wär dieser Wilde liebenswerth?
Auf seinem Munde sitzt der Muth.

*) Lenz hat im Originale plumpen.

Aus seinem Auge blitzt die Wuth,
 Sein blondes ungekämmtes Haar
 Sträubt sich entgegen der Gefahr,
 Sein Blick ist Todt (sic) — doch häng ich dran
 Und fühl es, dass er lieben kann.

Der Wilde.

Mit diesem Arm, der ihn zerschlug
 Den leimern Götzen, drückt ich dich
 — Ach Engel liebst du mich!
 — An dieses Herzens Adlerflug. *) —
 Der nervenlose Kerl ist dein nicht werth
 Drum tödtet ihn mein Schwerdt. **)

I. Der neue Amadis.

Welch eine schöne Kunst Zerstörungen zu mahlen
 Und das wie Herostrat von Idealen?
 Welch ein Triumph dem Todten, welcher ringt
 Ein edler Mensch zu seyn, zu weisen — wie er stinkt,
 Wie er vom Berg, an den er Steine welzet,
 Herab Kopfüber purzelt und zu Staub zerschmettert.

- s. IV. Ein heldenhaft Bemühn! o Lorbeerwerth
 So lang ein Armer noch die Zahl vermehrt
 Zur Ewigkeit der Ewigkeit hinüber.
 Wer sähe nicht die nackte Wahrheit lieber
 Als tausend schöne Lügen die der Geist
 Allein geheckt und auch allein geneusst?
 Die ihm so oft die Wirklichkeit geraubet.
 Von denen er, wenn er befangen wird,
 So oft hinab zur Sinnlichkeit verirrt,
 Kurz um, die nichts sind. Wollt ihr euch selbst bekehren
 Kommt nur zu mir ich will euch Wahrheit lehren,
 In sinnlichen Genuss ganz aufgelöst —
 Da fühlt ihr sie, da seht ihr sie entblöst;
 Das andre all ist nichts, ist Dunst, sind Träume
 Und steht nur dazu da, dass es sich reime.
 O Wahnwitz der die Dichterwelt regiert
- s. v. Und manches schöne Kind durch sie verführt!

*) „Ein Probchen Lenz'scher Classicität.“ Vergl. Anm. † auf S. 39.

***) Die beiden einleitenden Gedichte in G. Jacoby's Iris III. 2. Mai 1755.
 S. 153 und 154, gezeichnet Y.

O Raserey! die ihr Gehirn verstimmt,
 Dass oft ihr blitzend Aug in süßen Träumen schwimmt,
 Dass halbgeöffnet ihr entzückter Mund
 Dem unsichtbaren Liebsten laut ihr Herz gestund,
 Dass ihre Wangen glühn, die schönen Wangen,
 An denen Amor's halb verzweifelt hangen
 Und ihr(e) *) Hände dass sie nun
 In Tränen baden, nicht mehr närrisch thun.
 O Schönen hört mir zu, lasst euch entfärben
 Ihr seyd betrogen, Liebe ist Verderben
 Sie tödtet eure Freuden, sie ist Dunst.
 Willfahret jedem, gönnet eure Gunst
 Dem ersten besten Haushahn auf zwei Beinen —
 So seyd ihr glücklich, braucht nicht mehr zu weinen.
 Fühlt (n)immer*) Herzweh, werdt des Lebens froh

s. VI. Brennet unaufhörlich wie ein Bündel Stroh,
 Bis ihr zerflattert, bis der Wahrheit müde
 Ihr sanft entschlummert: dann verwest in **) Friede.

W—nd.

s. VII. II. Die Grazien.

Wie? unsern Gürtel hat er aufgelöst
 Wie? unsre süsse Schüchternheit entblöst
 Mit ungeweyhten kühnen Bärenpfoten
 Zerrissen unsre feinen Liebesknoten,
 Womit oft Jahre lang die Jüngferliche Hand
 Ein unverrauchtes gutes Herz umwand?
 Und das erhebt man? uns die wir erschrocken
 Versteinert standen, unsre seidne Locken,
 Den drin verwahrten Veilchenkranz zerzaust
 Und wie mit Gassenmenschern 'rumgehaust
 Ihr Götter Rache, Rache! ganz verachtet
 Stehn wir anitzt, von jedem Gauch betrachtet
 Gehöhnt, gestossen, ausgelacht
 Als wären wir für ihn gemacht.

s. VIII. Kein edler Mann darf ohne sich zu schämen
 Jetzt mehr vor uns den Hut herunternehmen

*) Die in Klammern () gesetzten Buchstaben als muthmassliche Setzfehler von mir ergänzt. J. S.

**) Im Originaldruck wohl nur durch Setzfehler im.

Kein Jüngling mehr, in dem noch Flammen wehn
Bleibt ohn' Erröthen bey uns stehn.

Ach unsre Macht ist aus, wir sind entehret.

Ein jeder schale Kopf verraucht, zerstöret
Rühmt sich anjetzt mehr als vertraut, gemein
Initiirt in unserm Dienst zu seyn.

O Rache, Rache! Götter! in der Larve
Der Weisheit stand er da, wie Mendelson und Garve.

Voll Demuth schlich er, mit mehr Aengstlichkeit,
Als ehemals Ritter sich Prinzessinnen geweiht

Er kniete, ach er schmeichelte,

Wir halfen ihm aus Mitleid in die Höh

Wir lächelten ihm Muth ein — wie ein Tyger

Fiel er über uns her und spannte wie Römische Sieger

s. IX. Uns vor seinen Wagen und lachte und jubelte drob
Und ewiger Hohn ward uns sein Lob.

Komm mache Dich auf Apoll, komm dein Gefolge rächen!
Sonst werden Furien selbst am Ende Hohn uns sprechen,

Und scheusliche Larven auf unserm Ruin

Olinden sich nennen und Bastarde ziehn

s. X. III. Palinodie.

Was schreibst du armer Persiffant, was lärmst du doch
Es gilt ja nichts, geh schweig' und lerne noch!

Herunter mit dem Herzen! mitgeschworen

Zur bunten Fahn' der klassischen Autoren,

Geh lern' gemeinen Sinn, *) geh lern' Geschmack,

Betäub dein reges Hirn mit Rauchtoback.

Die linke Hand beständig in den Hosen —

Nur so gelingt es dir den Ohren liebkosen.

Beym dritten Wort Schäsmin, beym vierten Grazien

Macht Herz und Augen zu Ergiessungen,

s. XI. Mit Noten ohne Zahl von Sylph und Faunen
Machst du die Journalisten staunen.

Ach sey ein grosser Mann und lecke wer dich leckt,
Associire dich, sonst wirst du nie geschmeckt.

Das deutsche Publicum weiss nimmer aufzuhören

Rennts einmal einen Weg, so ists nicht umzukehren,

*) Sens commun. (Im Originaldruck „Sans“.)

Wers einmal an sich zog, der schwatz und stelle sich
 Mein'thalben auf den Kopf, er zieht es ewiglich,
 Sobald es ihm gefällt das Mäulchen krumm zu machen
 So lacht's und lacht's ein unauslöschlich Lachen *)

s. XII. Und wenn er's wieder dann zusammen zieht,
 Sinds alle Nioben die weinen in sein Lied.
 Es steht ja nur bey dir dich mit ihm einzudrängen
 Häng dich an ihn mein Sohn, sonst bleibst du hängen.
 Wer grad vor sich aus beiden Augen sieht,
 Hat Schlangen um den Kopf, die jeder flieht,
 Ein überspanntes Hirn nur darf sich trauen,
 Die scheussliche Meduse anzuschauen
 Und wollte gar ein Kerl behaupten sie sey schön **)
 So wär' er ein Genie wie wir das Wort verstehn:
 Ein Ungeheuer mit funkelnd hohlem Munde
 Mit mehr als einem bösen Feind im Bunde
 Ein wilder Gems der immer Hopsa springt

s. XIII. Und Gassner ***) selbst nicht mehr in Ordnung bringt.
 Schneid immer hübsch die Federn, eh du schreibest,
 Schlag die Excerpten auf, putz dir die Nägel, bleibest
 Du eine Stund am Pult, so müsst' es schändlich seyn,
 Stieg nicht mit Haus und Hof Apoll in dich hinein —
 Mit Gratien und Amoretten. Deine Lieder
 Wie werfen sie den Drachen Python nieder,
 In dessen rauhem Ohr die holde Melodie
 Unendlich sich verliert in tiefe Apathie.
 Er frisst dich nicht, du hast ihn überwunden
 Er spielt mit dir in Dauungsstunden.

Nur ein(e)s †) noch! Seit kurzer Zeit
 Treibt man das Ding mit mehr Verschlagenheit

s. XIV. Man nennt sein Tage nichts bey Namen
 Man hustet, winkt aus Achtung für die Damen,
 Die uns denn schon, sind ihre Seelen schön,
 Aufs Zehnthheil eines Worts verstehn.

*) Ein Ausdruck Homers. (Lenz)

**) Winkelmann will die Alten hätten sogar ihre Medusenköpfe schön
 gebildet. (Lenz)

***) Wunderthäter in Ellwangen. (Lenz)

†) Im Originale steht nach Köpke's Abschrift „eins.“ J. S.

Das giebt denn ein Gelächel, ein Geflüster
 Als wären's Herr(e)nhutsgeschwister *)
 Und gienge gleich mit Creutzluftvögelein **)
 Ins blaue Cabinet hinein.

Gottlob und Dank es sind der schönen Seelen
 So viele schon, dass uns die Sänger fehlen
 Und wie den Sand am Meer schafft Frau Mama Natur
 Die Abonnenten ***) zum Merkur.

Sing ihnen nach und lecke deine Reime
 Wie Bären ihre Brut. An diesem Vogelleime
 Klebt jegliches Insect, vertieft mit Wollust sich
 Und stirbt den süßen Tod und segnet dich

s. xv. Noch schnappend, stammelnd, mit gebrochenen Augen
 Und glaubt Ambrosia zu saugen.

Welch ein Triumph! In deinem Bernstein findt
 Die Nachwelt einst, wie manches schöne Kind,
 Das deiner Influenz sich willig überlassen,
 Froh am Altar der Venus zu erblassen. †)

*) Im Original steht Herrnhuts. J. S.

**) Damals ein beliebter Ausdruck bei den Herrnhutern. J. S.

***) Vielleicht eine Anspielung auf: „Wieland | und seine Abonnenten |
 — | Ein | musikalisches Drama | halb in Reimverslein | halb in ungebundner
 Rede | gestellt. | (Vignette) | Mit Erlaubniss der Oberen | — | Weimar, | Auf
 Kosten der Gesellschaft 1775 | “ — 44 S. 8^o. (Geschrieben im März 1775.)

†) Das Gedicht stammt offenbar aus der von Herrn Falck „classisch“
 getauften Periode Lenzens, denn es trägt die unverkennbaren Zeichen von
 Sturm und Drang, ist aber — so unclassisch als möglich!

Die vier letzten Verse lassen sich in der gegenwärtigen Fassung schwer
 verstehen. Fehlt ein Satztheil, ein Wort? Liegt ein Druckfehler, oder etwa
 eine jener echt Lenz'schen Inversionen oder Elisionen vor?

Dürften wir annehmen, im Sinne des Dichters zu ändern, wenn wir lesen:

Welch ein Triumph! In deinem Bernstein findt
 Die Nachwelt einst, wie manches schöne Kind
 — Froh am Altar der Venus zu erblassen —
 Sich deiner Influenza willig überlassen.“ —?

Oder sollen wir unter Beibehaltung der Versfolge des Originaldruckes
 hinter froh in dem letzten Verse ein war einschalten, welches den Rhythmus
 zerstört? Am einfachsten scheint das missverständliche „wie“ des drittletzten
 Verses in „so“ umzuwandeln. J. S.

Die Sturmfluth gegen Wieland (1774—76).

I.

Ist J. M. R. Lenz Verfasser des „Eloge de feu Monsieur Wieland?“ lautet eine nicht unberechtigte Frage, die Karl Gödeke S. 668 seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung“ aufgeworfen hat. Keinerlei Zeugniß für die Richtigkeit der einseitigen Annahme von Lenzens Autorschaft ist bis hierzu abgegeben, kein Anlauf zum Beweise genommen worden.*)

Ich will versuchen an der Hand zum grössern Theile noch unveröffentlicher Quellen der Wahrheit nahe zu kommen, vor allem aber auf den Frühling des Jahres 1774 zurückgreifend eine wenn auch aphoristische Darstellung der Sturmfluth zu geben, welche gleich im Aufschwellen unheilverkündend gegen Wieland plötzlich heranbrauste.

Wie wir wissen bekannte sich Lenz zur Herausgabe von Göthes Farce „Götter, Helden und Wieland“, die ohne sein Hinzuthun, ohne die von ihm veranstaltete Subscription „das Tageslicht nimmer gesehen“ hätte.**) Diese Veröffentlichung fiel in den Frühling 1774 und erregte nicht nur leidenschaftliche Zustimmung in dem Strassburger, Frankfurter und Darmstädter Freundes-Cirkel, sondern auch unumwundene Anerkennung in einem grossen literarischen Kreise, welchen wir im übrigen der Sturm- und Drangperiode ungünstig gestimmt halten.

Am 14. Mai 1774 schreibt Sulzer aus Berlin an Bodmer: „— — — Sie werden in einer Farce: „Götter, Helden und Wieland“ diesen in einer schlechten Gestalt erblicken. Er hat den Unfug so weit getrieben, dass endlich die Kritik gegen ihn erwacht ist. Nun wird er vermuthlich von vielen Seiten auf einmal angegriffen werden — — —“ Das war ein prophetisches Wort! Am 16. Juli desselben Jahres schreibt aus Mitau Gottlob David Hartmann, der durch Sulzer's Freundschaft die Professur

*) v. Recke und Napiersky im „Allgemeinen Schriftsteller und Gelehrten-Lexicon der Provinzen Livland, Estland und Kurland“ Bd. III S. 48 haben keinerlei Bedenken die Satyre sammt Klingers Leidendem Weib Lenzens zuzuschreiben.

**) Briefe aus der Weimarsichen Literaturepoche herausgegeben von E. W. Böttiger. Morgenblatt 1855 S. 782. Der Brief Lenzens an Wieland vom December 1776 oder der ersten Hälfte Januar 1777. Für die Subscription bin ich ausser Stande augenblicklich den Beleg beizubringen.

bei der eben errichteten Academia Petrina daselbst erhalten hatte *) an Bodmer: „— — — Gesehen müssen sie nun auch haben „Götter, Helden und Wieland“ — ein Stück, das Göthe mehr Ehre macht in meinen Augen, als alles was er sonst schrieb — —“. Die Aufregung gegen Wieland, der als Schwächling und Lüstling bei den Stürmern und Drängern des Strassburg-Frankfurter Freundeskreises in Verruf stand, wurde in Lenz durch den „Teutschen Merkur“ namentlich durch den im zweiten Theile der Kritik seines Hofmeisters **) erhobenen Tadel noch gesteigert.

„Sie fragten nach Lenz, schreibt Göthe am 15. September 1774 an Sophie von La Roche — Es thut mir leid für Wieland, dass er den sich aufgereizt, und auf eine abgeschmackte Weise aufgereizt hat, da ich ruhig bin. Es ist ein unglücklicher Mann von der Seite, ich hab' meine Freunde gebeten mir seinen Namen nicht mehr zu nennen. Lenz versöhnt sich ihm nicht, und Lenz ist ein gefährlicher Feind für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton und Einfluss und doch — —“

Am 15. October d. J. wendet sich J. H. Obereit, derselbe seltsame Theosoph, welcher im October des Jahres 1782 in Weimar einige Wochen verweilte und von Wieland (wie Gödeke in Grundrichs I. 751 erzählt), mit gutmüthigem Humor geschildert wurde, aus Lindau an Bodmer: „— — das Ding, „Götter, Helden und Wieland“, habe ich endlich gelesen; es ist wohl wahr, dass einer ein Wieland selber quasi seyn müsste, um einen Wieland zu satyrisiren. Er selbst hat launischen Kopfs genug, dass er auf sich selbst einmal eine Satyre verfertigen und eine Schäkerei damit in der Welt anrichten könnte, wenn ihn die Lust einmal in einem neuen Tristram ankäme, womit er seine Comödie beschliessen könnte — —“

Ich will hier nicht Fritz Jacoby's Ansichten***) von dem gegen Wieland erhobenen Sturm erörtern, welche den Literaturfreunden bekannt und zugänglich sind, nur anführen muss ich,

*) Ueber Hartmann, geb. 1752 bei Ludwigsburg, gest. 1775 in Mitau, vergl. Recke und Napiersky „Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexicon der Provinzen Livland, Estland und Kurland“ Bd. II. S. 194—196.

**) Teutscher Merkur Band 7, Stück 3, September 1774, S. 356. Ueber Lenz und Göthe vergl. auch den Merkur Band 8, Stück 2, S. 181.

***) Friedrich Heinrich Jacoby's auserlesener Briefwechsel Bd. I. S. 182 der Brief an Wieland vom 15. October 1774 aus Düsseldorf,

dass im Januar 1775 Chr. Heinrich Schmidt und Wieland im „Teutschen Mercur“ durch heftigen Angriff gegen Lenzens „Anmerkungen über das Theater etc.“ *) noch Oel in das schon hell lodernde Feuer gossen.

Unterdessen erschien die anfangs selbst durch Lenz Göthen zugeschriebene **) von H. L. Wagner verfasste Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten.“ Nach der vortrefflichen Darstellung, welche H. Düntzer in „Göthes Jubelfeier“ 1849 und 26 Jahre später Dr. Erich Schmidt in seinem Buche „H. L. Wagner“ dieser Spottschrift haben zu Theil werden lassen, wäre es überflüssig eines weiteren über dieselbe hier sich auszubreiten. ***)

Die Verwechselung der Verfasserschaft selbst bei Lenz erscheint besonders durch den Umstand verzeihlich, dass Wagner in seine Farce verschiedene Lieblingswendungen und Scherze, deren Göthe sich unlängst noch in derselben Sache bedient, verwebt hatte. Demnach konnte Wagnern weniger vielleicht die eigene „Manier“, wie Göthe später meinte, als der Mangel an Tiefe verrathen. Wo er Göthen nicht nachahmt und selbst wo er es thut, streift er zumeist nur an der Oberfläche hin, statt wie Göthe das Wesen in seiner Tiefe zu packen und zu zeigen. Man halte nur „Götter Helden und Wieland“ mit dem Wagnerschen Scherze zusammen! — Dem „Prometheus“ folgten aus schweizerischen Freundeskreisen „Menschen, Thiere und Göthe“, welche Joh. Jacob Hottinger in einem Briefe an Leonhard Meister noch vor dem Erscheinen Leuchsenring †) zuschrieb.

„Ich höre, so schreibt Hottinger, dass ein gewisser Leuchsenring, ehemaliger Hofmeister, ich weiss nicht bei welchem Prinzen, eine Farce gemacht habe: „Menschen, Thiere und Göthe“ betitelt, welche auf die Ostermesse zum

*) D. T. Merkur. 1775. I. S. 94.

**) Edward Dorer-Egloff „Lenz und seine Schriften“ S. 186. In einem Brief von Lenz an Lavater vom 8. April 1775.

***) Vergl. auch G. v. Loeper in der Anmerkung 584 des Bd. III von „Dichtung und Wahrheit“ 449—451. Berlin, Gustav Hempel.

†) Derselbe gegen welchen Göthe seinen „Pater Brey“ gemünzt hatte. Vergl. auch H. von Loeper in der Anmerkung 458 zu „Dichtung und Wahrheit“ III. Bd. S. 35S der Hempelausgabe. Zu Gunsten Leuchsenrings siehe namentlich Varnhagens „Ausgewählte Schriften“. 1875. XVIII, S. 20—50.

Vorschein kommen soll. *) Haben Sie auch was davon gehört? Kennen Sie diesen Leuchsenring?“ So klingt die Frage vollkommen naiv! Aber es fragt sich noch, ob nicht Hottinger bloss um die Aufmerksamkeit von seiner eigenen Autorschaft abzulenken auf Leuchsenring hinwies? Es mag darum auch der erste Theil jenes Briefes hier eingeschaltet werden, welcher mehr zu verrathen scheint, als die zweite Hälfte zu verbergen im Stande sein möchte: „— — Welch ein sonderbar Schauspiel, schreibt er an Meister, die abstracte Philosophie und die bilderreiche Dichtkunst sich untereinander um Joh. Jacob Hottinger, wie die Wollust und die Tugend um den Herkules zanken zu sehen! Immerhin Stoff genug zu einem Gedicht — nicht doch! zu einer Farce, die, auch ohne Holzschnitte, possirlicher aussehen sollte, als Göthes Prometheus. Ich fühle es allzusehr, dass meine Knochen in Leib und Seel dünner sind, als sie ein Herkules haben muss.“

Nach anderen Dingen fährt nun Hottinger fort und fragt Meister:

„Haben Sie das Sendschreiben eines Züricherischen Geistlichen schon gesehen? den Verfasser wollt ich wohl kaum mögen. Das ist mir ein tausend Saperment! Kennen sie ihn etwa?“ hieran aber schliesst sich der zuerst mitgetheilte Brieftheil über Leuchsenring. **)

Johann Jacob Hottinger, ***) in Zürich geboren, ein Jahr jünger als Göthe, war seiner Zeit als Editor des Sallust und und des Cicero geschätzt. Seine in der Vaterstadt begonnenen Studien vollendete er in Göttingen, von wo aus er über Paris 1774 heimkehrend einem Rufe als Professor der Beredsamkeit Folge leistete. Im Jahre 1777 liess er anonym „Briefe Selkofs an Welmar“ †) erscheinen, welche ihrer Zeit viel von

*) Nicolai empfing sie aus Zürich — wo sie bei Orell gedruckt sein soll — erst im August. Der mir vorliegende Originaldruck führt keine Ortsangabe.

**) Während der letzten Revision des Druckbogens finde ich in Salomon Hirzels „Zur Feier des 21. Mai 1867. Briefe von Göthe an helvetische Freunde“ S. 17 Folgendes: „Erst vor einigen Jahren ist ein von Hottinger selbst — geschriebenes Verzeichniss aller seiner Schriften zum Vorschein gekommen, unter denen auch „Menschen, Thiere und Göthe“ aufgeführt wird.“

***) Gestorben am 4. Februar 1819. Vergl. Ersch und Gruber Encyclopädie — 2. Section, Th. XI, sub Nr. 9 — die ihm S. 210–215, eine verdiente Anerkennung zollt.

†) Dieses Schriftchen, wie mir scheint, fehlt bei Gödeke im Grund-

sich reden machten. Seine Preisschrift: „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern“ erschien 1787. Seine „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur“ begann erst 1784, sein Buch über Bodmer erschien 1785, über Gessner 1796. Gemeinsam mit Jacobs und Wieland gab er das „Neue attische Museum“ heraus, seine Opuscula oratoria wurden erst 1816 gedruckt. Namentlich in philosophischen und literärhistorischen Schriften hat er sich seinerzeit hervorgethan, minder in eigenen Dichterwerken, deren frühestes jene Preisschrift sein mag, welche 1791 gekrönt wurde. 1810 erschien sein Arnold von Winkelried, ein 4aktiges Schauspiel, im Jahre 1811 ein 3aktiges Schauspiel Rüdiger Maness, 1814 ein vaterländisches Schauspiel Heldensinn und Heldenstärke. Dass dem trockenen, kalten Gelehrten die Gluth des Dichters nicht zu Gebote stand, wird der begreifen, der sich in einigen der obengenannten Schriften umgethan. Auch der Farce gebrach es an Mark und Bein. Warum, dürften wir fragen, sandte er diesen Versuch an die Oeffentlichkeit, da doch schon vor dem Druck ein richtiges Gefühl ihm sagte, dass seine „Knochen an Leib und Seel dünner sind, als sie ein Herkules haben muss“, der mit dem jungen Herkules Göthe einen Zweikampf ankündigte. Wenn auch Hottinger durch seine Aufklärung gegenüber der religiösen Schwärmerei Lavaters im Recht sein mochte; hier unterschied er nicht klar Wesen und Richtung Lavaters, Goethes, Wielands. *)

Etwa zu gleicher Zeit mit dieser von Anderen dem damals

riss I. sowohl unter dem Namen des Verfassers (den schon Lavater in den Physiogn. Fragmenten III. 156 „Selkof-Hottinger“ nannte), als auch in dem Verzeichnisse der Wertherliteratur K. 881—883.

*) Göthe rächte sich an Hottinger wegen dieser Schrift indem er den wirklich verdienten Gelehrten 1797 besuchte und ihm in einem Briefe vom 15. März 1799 (Vergl. Salomon Hirzel a. a. O. S. 17—19) einen Lehrstuhl in Deutschland anbot. Diesen Brief sandte H. im Original an den Helvetischen Kultminister der schon einige Zeit hindurch den Lehrern an den höheren Schulen — in jener so bedrängten Zeit — keinen Gehalt hatte auszahlen lassen, so dass die Fortdauer derselben in Frage gestellt schien. Diese Sendung verfehlte ihre Wirkung nicht. — So verdankte der Verfasser von „Menschen, Thiere und Göthe“ dem Verspotteten seiner heimatliche Existenz. Es wäre von Interesse H's spätere Urtheile über Göthe und über sich als Verf. jener Farce kennen zu lernen!

schon fünfundfünfzigjährigen Salomon Gessner*) zugeschobenen Farce wurde eine dritte Satyre durch den Druck verbreitet: „Wieland und seine Abonnenten. Ein musikalisches Drama halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt.“ — Herder, Klopstock, die Grafen Stolberg, Göthe, Lenz, Bock, Gerstenberg, Bode, Claudius wurden als Gegner Wieland's vorgeführt.

Am 29. Mai 1775 schreibt Sulzer an Bodmer „— — Deucalion soll wirklich nicht von Göthe sein, aber „Wieland und seine Abonnenten“ scheinen aus seiner Fabrik. Wieland verdient durch die merkantilitische Erniedrigung seiner Muse, dass er gedehmüthigt werde — —.“

Auch hier unendlich weit vorbeigeschossen, — so viel steht fest! Wer aber der Autor des Stückchens ist, sagt uns Gödeke S. 604 seines Grundrisses, wie es scheint auf Meusels Autorität.***) Christian Gotthold Contius, wie Hottinger 1750 geboren, hatte als Hofmeister eine Zeit in Dresden gelebt, war dann in der Niederlausitz, in der Dobrilugker Inspektion zu Dollaenchen Pfarrer geworden. Er gab im Jahre 1774 zu Bautzen eine Wochenschrift „Das Mädchen“, ferner eine Monatschrift: „Zur Ehre der teutschen Literatur (8^o), und während dieses und des Jahres 1775 ebendasselbst zwei Bände „Monathliche Beiträge zur Teutschen Litteratur“ heraus. Steht die Verfasserschaft des „Wieland und seine Abonnenten“ fest,***) so ist die Unterschrift des Schluss-Avertissements: „Geschrieben an der Leine, im März 1775“ hinzugefügt um irre zu leiten. Sehr bedauere ich, dass K. Gödeke in seinem „Grundriss“ Wieland so kurz biographisch behandelt hat, namentlich auch auf dessen Verhältniss zu Sturm und Drang, zu Lavater etc. garnicht eingegangen ist. Der Satyre „Wieland und seine Abonnenten“ geschieht unter Wieland keine Erwähnung, sondern nur unter dem Namen des Verfassers. Göthe von dem Verdachte Sulzers in Sachen der Autorschaft dieser Farce reinzuwaschen wär' eine müssige Arbeit. Es ist geradezu unbe-

*) Düntzer: Zu Göthes Jubelfeier sub titulo: Göthes sämtliche Werke in dreissig Bänden. Supplement-Band. Elberfeld. Julius Bädecker 1852. S. 203.

**) Meusel: Das gelehrte Teutschland I. (5. Auflage, 1796) S. 616—617. IX (1801) S. 205. Contius starb d. 8. Novbr. 1816. a. a. O. XVII. (1820) S. 348.

***) Schon im Jahre 1772 hatte Contius ein Fragment eines satyrischen Gedichtes zu Frankfurt und Leipzig im Druck erscheinen lassen.

greiflich, wie ein Mann von Sulzers Geist und Bildung solchen Irrthum verschulden konnte! Eine der durch die Personalanspielungen lesenswertheren Stellen, in welcher auch Lenzens Erwähnung geschieht, mag hier Raum finden. Ich entnehme sie dem dritten Aufzuge Seite 20—23 des vorliegenden Originaldruckes:

Jacobi. Sie *) ist doch nicht so reizend geschrieben, wie die Leiden des jungen Werthers. **) O wie sympathisirte da meine Seele.

Göthe. Zu viel Ehre, Herr Kanonikus, bin's nicht im Stande, es wieder zu verschulden. (geht ab)

Wieland. Wir müssen doch einmal unsere Anhänger zählen, zuvor aber den Feind überrechnen. Hamann, da krümmt sich meine Seele, wie der Lindwurm unter dem Speere des heiligen Georgs. Seine chaotische Dunkelheit hat ihm Bewunderer erweckt. Er wollte dich, mein Nicolai, der du die Religion aufklärst, tadeln, und schrieb: an die Hexe zu Kadmonbor. ***)

Asmus Was der Mann nicht alles schwazt, tadelt alles, was er nicht versteht, hat denn Nicolai die Religion aufgeklärt, durch seinen Nothanker? Aber's kizelt den grossen Mann, wenn's über die Geistlichen hergeht.

Wieland. Herder ist der Zweite. Ihnen folgt Klopstock leider nach. Die beyden Grafen von Stollberg arbeiten sich auch in diese fremde Manier hinein. Und Göthe! —

Asmus. Sieh mal, was er vor ein Gesicht macht, steht da, wie ein Indianischer Pavian †). Göthe hat'n eine Purganz geben ††) das wurmt ihm noch immer.

Wieland. Lenz ist auch so ein Mann.

*) Autor meint die Schrift „Freuden des jungen Werthers“ von Nicolai.

**) Man vergleiche die Wertheranzeige in Jacoby's „Iris I. Stück. 3. December 1774. S. 78—81. Statt „Leiden“ haben die „Abonnetten“ S. 20 zum Uebrigen auch noch „Feiden“, „simpatesirte“ „Kadmanbor“ etc. etc.

***) I. G. Hamann hatte eine Schrift gegen Nicolai veröffentlicht: „An die Hexe zu Kadmonbor.“ Berlin (eigentlich Frankfurt a./M.) geschrieben in der jungen Fastnacht, 1773.

†) In „Prometheus Deucalion und seine Recensenten“ S. 20 und 21 des Originaldruckes hatte Wagner den Buchhändler Nicolai als Urang-Outang auftreten lassen. Siehe auch Düntzers Abdruck S. 225 und 226 in „Zu Göthes Jubelfeier a. a. O.“

††) Offenbar Anspielung auf „Götter, Helden und Wieland.“

Asmus, Kann auch nicht ihre Arbeiten digeriren.

Wieland. Bock. — *)

Chor. Oho, Bock, warum nicht gar,
 Herr Bock bleibt Herr Bock immerdar,
 Gehört nicht zu uns, das bleibt gewis,
 Da er aus deiner Schule is
 O Wieland :,:
 Hat eben so wenig prestirt als du,
 Und verschmiert viel Papier dazu,
 Kan aber noch werden ein guter Mann,
 Denn er lässt sich ietzt besser an
 O Wieland :,::

Wieland. Herr von Gerstenberg und Herr Bode**), auch zween
 seiner Freunde, so auch Claudius.

*) In Meusel's „Gelehrtem Teutschland“ I. S. 391 wird der Königl. Preussische Kammersecretar Karl Gottlieb Bock, geb. zu Friedland in Preussen 1746 vorgeführt. Verschiedene Gedichte von ihm finden sich im Teutschen Merkur, in der lyrischen Blumenlese, in den Gesängen fürs schöne Geschlecht und in der Königsberger gelehrten Zeitung. 1774 gab er „Gedichte eines Preussen“ heraus.

Eben auf diesen Autor zielt ein Epigramm das 1774 in Wielands Merkur 4. 110 in den „Monumenta virorum classicorum ex tenebro saeculi XVIII. eruta a Joh. Maromastige“ gedruckt wurde:

Herr B—ck von Königsberg liegt hier,
 O Wanderer, willst du noch mehr fragen,
 Die Häringskrämer können dir
 Die weitre Nachricht sagen.“

Contius könnte vielleicht auch Joh. Christian Bock geb. zu Dresden 1724. † 1785 ebenda, einen fruchtbareren Dramendichter (Vergl. Goedeke's Grundriss S. 641) gemeint haben. Ich bedaure in August Friedrich Cranzens „Die Bockiade, oder Fragment über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten und Schöngeister.“ (Frankfurt a. M. 1779) und in „Die neue Bockiade“ (1781) zur Zeit nicht Einsicht nehmen zu können. Cranz ist der bei Goedeke S. 882 nicht genannte Verfasser der „Freuden des Werthers in einer besseren Welt“ 1780. (Vergl. Meusels gelehrtes Teutschland. 5. Aufl. I. 637.) Ueber die offene Frage dürfte aus dieser Quelle vielleicht sich das zu Zeit noch vermisste Licht ergiessen.

**) Johann Joachim Christoph Bode, geb. 1730 als Sohn eines Soldaten. Zuerst Schachfirt, dann Musikus, erlernte das Französische, Englische und Spanische, redigirte den Hamburger Correspondenten, heirathete reich, legte eine Verlagsbuchhandlung an (Klopstocks Oden, Göthes Götz). Mit Klopstok schaf er eine Buchhandlung der Gelehrten, die ihm das Vermögen kostete. Als Uebersetzer bekannt von Yorik's Reisen, Tristam Shandy, Dorfprediger von

Asmus. (niest).

Ich. Beniesen's, Gott helf Ihnen Freund!

Wieland. Ihr Club ist gross, grösser als unsre Gesellschaft,
aber wir haben auch ganz andere Leute auf unser Seite.
Bey uns bist du lieber Jacobi.

Jacobi (bückt sich).

Wieland. Sie mein trauter Nicolai, und der Hendakasyllaben
Schmid. *)

Asmus. Gleimen, den Invaliden, nicht zu vergessen,

Wieland. Kurz, die ganze werthe Halberstädt'sche Schule,
welcher der Himmel immer die Vernunft bewahren wolle.

Chor. Ja, das wolle der Himmel thun.

Wir bitten ihn all von Herzen drum.

Wieland. Wir sind aber doch immer der Anzahl nach schwach,
allein Gewicht haben wir, und mein Merkur soll auch
diese meine Freunde und Anhänger unterstützen, und
wir wollen siegen, wenn auch Herders Parthei auf Serafs-
schwingen im Anzuge wäre, und er unter allen Göttern
und Götterkindern, welche in seinem Himmel über die
Stämme teutscher Nation herrschen, der vornehmste wäre.

Chor. Wir abonniren nicht mehr,

Denn das Zeug ist vernunftleer,

Schmiert da in d'Welt hinein,

Als sollt's vor d' Ewigkeit seyn,

Und kan nit lang bestehn,

Sondern muss bald zu Grund gehn.

Ausser den in diesem Bruchstücke genannten Personen treten
in der Contius'schen Farce noch auf:

1) „die Herrn Lausitzer, Verfasser des Lausitzischen
Magazin“. Letzteres führte auch den Titel: „Sammlung ver-
schiedener Abhandlungen der Natur, Kunst und Vaterlandsge-
schichte.“ Die Zeitschrift erschien seit 1768 lange Jahre hindurch.

Wakefield, Montaigne's Gedanken und Meinungen. Vergl. Schlichtegrolls
Neerolog. Supplement I. S. 350. (fehlt bei Meusel.)

*) Klammer Eberhard Schmidt, geboren 1746 zu Halberstadt — ge-
storben 1724, ein Freund des alten Gleim, hatte 1773 zu Leipzig mit der irre-
leitenden Druckort-Angabe: Amsterdam — „Hendekasyllaben“ herausgege-
ben, die 1774 grösstentheils auch in seinen „Catullischen Gedichten“ abge-
druckt wurden. Die „Hendekasyllaben“ waren in einem Nachdrucke wie Prosa
gesetzt worden. (Düntzer.)

2) finden wird „die Herrn Frankfurter am Main.“ Es sind die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ — das Hauptorgan der Götthefreunde — gemeint.

3) „die Herrn von Bützow, Schmierer einer Bibliothek. Zu Bützow und Wismar erschienen 1775 zwei Bände einer „Kritischen Sammlung zur Geschichte der Gelehrsamkeit“, welche in Schmidts Almanach der deutschen Musen S. 25 des Jahrganges 1775 als die schwarze Zeitung zu einer allgemeinen Bibliothek ausgedehnt heissen.

4) „Herr Schwickert im Namen des Musenalmanachs hat eine Nebenrolle, kann bald wieder nach Hause gehn.“ Er verlegte auch die Wagnersche Uebersetzung von Merciers Buch: „Du | Théâtre | ou nouvel Essai | sur | l'art dramatique. | (Motto). Amsterdam. E. van Harrevelt. MDCCLXXIII“, welches „mit einem Anhang aus Goethes Briefftasche“ zu Leipzig 1776 deutsch erschien.

5) „der Altonaer Postreuter“, welcher mit dem NB. „Sein Esel hat die Darre“, im Personenverzeichniss signalisirt wird; derselbe, den Wagner in seinem Prometheus abbildet, wie er ohne Kopf ins Horn stösst, ist der Licentiat Wittenberg. Wenn ich nicht irre der nämliche Albr. Wittenberg, welcher 1736 geboren 1779 zu Altona „Epigramme und andere Gedichte“ und ausserdem zwischen 1768 und 1782 einige schlechte Trauerspiele aus dem französischen und englischen ins deutsche übertrug.

Unter den schliesslich bezeichneten „stummen Personen“ den Herrn von 6) Göttingen, 7) Gotha, 8) Leipzig, 9) Lemgo sind zu verstehen:

6) Die „Göttingenschen Anzeigen von gelehrten Sachen“, mit deren Kritik des Hofmeisters (1774. S. 164) z. B. Lenz recht zufrieden hätte sein dürfen, während die 1775 in der Zugabe S. CLII. gedruckte Verurtheilung des Menoza ebenso kurz als gedankenarm ausfiel. 7) Die „Gothaischen gelehrten Zeitungen“, welche nach H. Düntzer in Wagners Prometheus als Gans mit Gänsegesnatter auftreten. 8) Die „Leipziger neuen Zeitungen“, in deren Jahrgang 1775 S. 115 z. B. von dem Herrn Dr. Goethe gehandelt wird. 9) Die „Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur“, deren erster Band Lenzens Schattenriss als Titelvignette trägt.

Wie unwohl Wielands zu Muthe war bei dem sich erhebenden Sturme, beweist ein Brief, den er am 24. März 1775 an seine intime Freundin Sophie von La Roche richtete. *) „Sie schreiben mir von Jacobi, dass er mit Klopstock und Göthen unendlich glücklich zurückgekommen sey. Sagen Sie mir beste Freundin, ist mein Schicksal nicht seltsam, vielleicht einzig in seiner Art. Wo habe ich in der ganzen Welt eine Freundin wie Sie, einen Freund wie Jacobi? — Und beyde stehen in dem freundschaftlichsten Verhältniss mit meinen erklärtesten Verächtern und Widersachern. Klopstock und Göthe, beyde haben mich aufs unbilligste öffentlich mishandelt, und mein Freund Jacobi ist unendlich mit ihnen zufrieden! *Avouez que de pareilles**)* ne sont arrivées qu'à moi — — — — Sie schreiben mir, Sie möchten mir so gerne zu etwas gut seyn — dazu ist itzt nur ein Mittel, meine beste Freundin — und das ist, Sich Selbst heilig zu versprechen, dass Sie mir wenigstens alle vierzehn Tage ein Briefchen schreiben, und mich nicht über alle den Genies, mit denen Sie Sich embarquirt haben, vernachlässigen und endlich gar mit der Verachtung ansehen wollen, womit man eine Puppe ansieht, mit der man in seiner Kindheit gespielt hat. Die Habitude mit so vielen Leuten umzugehen, die mich (es sey nun aus innerm Gefühl oder Affectation) für eine gar arme, schwache, kleine Creatur in Vergleichung mit sich selbst ansehen, könnte unvermerkt ansteckend werden, und wer weiss, ob sie es nicht schon gewesen ist. (Redactionelle Lücke des Herausgebers Franz Horn.)

„Nie hab ich mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser von Götz und Werthers Leiden. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen. Aber er will nicht mein Freund seyn. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art wie er's thut bringt er alles was Beleidigungen unverzeihlich macht. Sagen Sie, Sophie, womit hab' ich alles dies verdient? Wodurch hab' ich mich unwürdig gemacht, von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden!

„Ich schreibe Ihnen dies nicht, damit Sie Sich interponiren sollen; denn dies könnte mir zu nichts mehr helfen: sondern Ihr gutes Herz, das fähig ist sich an eines andern Platz zu setzen,

*) C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche etc. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin, Christiani, 1820. S. 172.

***) Vielleicht: Sottises.

desto eher zu bewegen, dass Sie mich durch Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, Ihre Briefe entschädigen, glücklich machen! denn dies ist in Ihrer Gewalt, beste Sophie.“

Schon 9 bis 10 Monate früher hatte Wieland im Merkur*) bei Gelegenheit der Recension des Götz von Berlichingen auf eine künftige Freundschaft mit den Genossen der jungen Literatur hingedeutet, aber in welch anderem Ton und Geiste! „Wer wohl die jungen Autoren, Kunstrichterchen und gelehrten Polichinellen seyn mögen, schrieb damals Wieland, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bey dem Publicum gewinnen möchte? Nur wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern, und so ungebehrdig ansschlagen, dass es unmöglich seyn wird, sie zu übersehen. Das gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten Hinnulus.

„Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird sich's schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft und das beste Herz. Dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann auch nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiss, dass wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen.“

Wie wir gleich sehen werden hatte das für's erste gute Wege!

Nicht nur Göthe und Klopstock waren mit Frau von La Roche befreundet, auch Lenz hatte in einem Briefe vom 1. März 1775 ihr sich unmittelbar genähert, nachdem ihm Göthe in einem leider bisher noch nicht wieder gefundenen, wenigstens noch nicht veröffentlichten Briefe aus Koblenz „aus ihrem Dintenfass geschrieben“ hatte. Lenz hatte jene Erlebnisse bereits durchgekostet, von denen das Tagebuch erzählt, dessen Veröffentlichung wir im Jahre 1877 dem Dr. Ulrichs in Würzburg**) verdankten. Göthe hat Lenzen wie es scheint im Februar 1775 eine noch ungedruckte Handschrift der Frau von La Roche***) gesendet, deren Lectüre ihn „auf einmal

*) Merkur 1774. Juniheft S. 323.

**) Deutsche Rundschau III, 8. S. 254—292.

***) Vielleicht „Rosaliens Briefe“, vielleicht „der weibliche Werther“, welcher nach einer Anmerkung Göckingsks zu einem späteren Brief, Lenzen handschriftlich übersendet worden war. Rosaliens Briefe erschienen zuerst in Jacobis „Iris“ II. 2. Februar 1775 und folgende unter dem Titel „Freundschaftliche Frauenzimmer-Briefe“. Der „weibliche Werther“ ist, wie es scheint, nicht gedruckt, wenn nicht etwa einem andern

wieder erhöhen wolle“ nachdem er „eben durch andere Vorfälle seines Lebens und Verirrungen seines Kopfes und Herzens bis zu Boden gedrückt war“. In Bezug auf die Sternheim, *) deren Autorschaft Wieland zugeschrieben worden war, ohne dass er sich zu einer Zurechtstellung veranlasst gefühlt hätte, fährt Lenz darauf fort: „Lassen Sie mich aufrichtig reden, der Namen des Verfassers komischer Erzählungen war keine gute Empfehlung für einen Engel des Himmels, der auf Rosengewölk herabsank das menschliche Geschlecht verliebt in die Tugend zu machen, dieser Name warf einen Nebel auf die ganze Erscheinung und ich danke Ihnen eben so eifrig, dass Sie ihn mir von den Augen genommen, als ich Ihnen das erste Mal für Ihre Schöpfung gedankt haben würde. Und wie es mir in die Seele hinein Vergnügen macht, dass ich mich in die Ahndung auch um kein Haar verschnappt, (Wieland) habe nur die Noten und die Vorrede gemacht, denn sie sind so ganz sein würdig. Ich verkenne diesen Mann nicht, aber er hätte mit mehrerer Ehrfurcht dem Publicum ein Werk darstellen sollen, dessen Verfasserin zu gross war selber auf dem Schauplatz zu erscheinen und dies soll geahndet werden. **)“

Nicht nur Sophie von La Roche sollte als Friedensvermittlerin zwischen Göthe und Wieland eintreten. Schon am 11. December 1774 hatte Knebel — der Instructor des Prinzen Carl, zweiten Sohnes der Herzogin Amalie von Weimar, — ein weimarsches Band bei Göthe anzuknüpfen versucht.

Auch Lenzens und des Actuars Salzmann Bekanntschaft hatte Knebel gesucht, theils aus eigenem Interesse, — wenigstens bei Lenz —, theils um des Erfolges bei Göthe um so sicherer zu sein. Salzmann war freilich nicht zu gewinnen! Namentlich sollte Göthe veranlasst werden seine Anfeindungen Wielands einzustellen. — — „Lenz lässt sich Ihnen empfehlen, schreibt Salzmann

Werke der Verfasserin als Episode einverleibt worden. Die Unart der Herausgeber (z. B. Horn und Göcking) die zu veröffentlichenden Correspondenzen nach ihren Begriffen von Entbehrlichkeit oder Gleichgültigkeit zu verstümmeln ist unverantwortlich! Von mehren Lenz'schen Briefen sind nur die Göcking'schen Verstümmelungen oder seine verstümmelten Abschriften erhalten worden!

*) Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Leipzig 1771. Zwei Bände.

**) Dieses führte Lenz aus in der 4. Scene des 2. Actes im „Pandae-mouium germanicum“, bei Dumpf. S. 50, bei Tieck III. S. 221—222.

am 12. April 1775 an Knebel.*) An Göthe werde ich übermorgen schreiben, und ich denke nicht übel zu thun, wenn ich ihm Ihre und Ihres besten Prinzen Empfindung über seine Satyre**) ganz mittheile. Er ist, wie Sie wissen, jung und muthwillig, und vielleicht wird ihn dieses vorsichtiger machen. Doch kann ich nicht umhin, ihn in etwas zu rechtfertigen. Herr Wieland verdient allerdings einen Herzog von Sachsen zum Gönner und Sie, bester Mann, zum Freunde zu haben, allein können Sie nicht auch ein wenig parteisch sein? Der tiefsehende Göthe ist ein unbestechlicher Richter: Autorkoketterie und Eitelkeit haben Herrn Wieland nie verlassen, ohngeachtet seiner grossen Talente, welche er zum Vergnügen seines Vaterlandes schon so reichlich gezeigt hat. Göthe hat sich gewiss nie einfallen lassen, dass Ihro Durchlaucht oder Sie eine Intrigue zu Gunsten Herrn Wielands spielen wollten, allein er konnte denken, dass dieser letztere nicht ohne Absicht gehandelt, da er eine für Göthen so wünschenswerthe Bekanntschaft veranlasst hat. Doch ein mehreres mündlich. — — — — —“
Mit viel Gewandtheit — wie wir sehen — doch nicht so unvermerkt wusste Wieland sich zu helfen. Ein drittes Mittel zu seiner Sicherung war die Veröffentlichung seiner „Unterredung zwischen W(ieland) und dem Pfarrer zu * * *“, welche im zweiten Vierteljahrshefte des Merkur von 1775 Aufnahme fand. (Hier nur eine Stelle):

„— — — Der Pfarrer: Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie — (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche dass es auch ohne ihre Schuld geschehen seyn möge) — Gelegenheit

*) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlass. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Nürnberg 1858. I. S. 29—30.

**) H. Düntzer vermuthet hier eine Anspielung auf „Götter, Helden und Wieland“ a. a. O. in der Anmerkung. Lenzens fast gleichzeitiger Brief vom 8. April 1775 an Lavater — von dem betreffenden Irrthume ist schon oben gehandelt worden — lässt vermuthen, dass Wagners Farce „Menschen, Thiere und Göthe“ gemeint sei. Erst in der Nummer vom 21. April 1775 der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ liess Göthe seine allerdings vom 9. April datirte öffentliche Erklärung darüber drucken, dass nicht er, sondern H. L. Wagner „den Prometheus“ gemacht und herausgegeben habe. Der Herzog, die Herzogin und Knebel konnten zur Zeit als Knebel Salzmann's Bekanntschaft suchte und dieser jenen Brief beantwortete, noch nichts von Wagners Verfasserschaft der Farce wissen.

gegeben haben, wie viel der mannigfaltige Missbrauch einiger ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben Schaden thut.

Wieland. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiss nur zu viel davon und bin sehr überzeugt, dass die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Jünglings Voss *) das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegenheitliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nehmliche an mir, was ich vor 24 Jahren aus ähnlichem Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini, La Fontaine und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden und es wird ihn so gewiss gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes **) mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dies alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerey (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrener Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

— — — — — “

Es ist dieses die Zeit innigsten Einverständnisses zwischen Göthe und Lenz, und der wärmsten Freundschaft. Wir wissen, dass namentlich „um seinen Freund Lenz zu sehen“, Göthe auf seiner Reise zur Emmendinger Schwester, nach der Begegnung mit dem weimarschen Prinzen in Karlsruhe, nach Strassburg gereist war. ***) Aus der Abschiedsstunde jenes Strassburger Besuches stammt das kleine Gedichtchen in Lenzens Nachlass, welches Göthe an ihn richtete: ****)

*) Im Götting. Musenalmanach 1775.

**) „Sendschreiben von der Bestimmung des poetischen Genies 1752.“ Wir kommen später auf dasselbe Wielandsche Buch zurück.

***) H. Düntzer, Goethe und Karl August I. S. 7. In dem Briefe des meiningenschen Erbprinzen aus Strassburg vom 25. Mai 1775.

****) Das erste Mal in der „Nachlese zu Göthes Gedichten. Mit Vorwort und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper“, auf meine Mittheilung aus dem Lenznachlasse veröffentlicht. (Berlin, Hempel 1873. S. 251.)

„Zur Erinnerung guter Stunden,
 Aller Freuden, aller Wunden,
 Aller Sorgen, aller Schmerzen,
 In zwei tollen Dichterherzen,
 Noch im letzten Augenblick
 Lass ich Lenzen dies zurück.“

Göthe kannte bereits Lenzens Briefe über Werthers Moralität, die auch Fritz Jacobi „manche schöne Stunde gemacht“ hatten *). Leider ist uns die ganze Reihe von Briefen, deren mindestens zehn gewesen sind, verloren gegangen. Aus der gleichen Zeit rührt offenbar auch das von Zöppritz **) mitgetheilte Lenzsche Gedicht „Nachtschwärmerei,“ in welchem im höchsten Dichterschwunge Lenz seinen „Lieben Göthe, der Freunde ersten“, feierte. In dieser Vergötterung Göthes und Werthers verfasste Lenz eine Menge kleinerer und grösserer Gedichte zur Abfertigung der Gegner.

Am 2. Juli 1775 meldete Boie an Voss ***), dass Lenz ihm Epigramme in den Almanach geschickt habe, „die sich schwerlich brauchen liessen, fast alle contra Wieland.“

Zwei derselben erschienen im Vossischen Musen-Almanach 1776. S. 162 und 170: der Archiplagiarius und das Epigramm über die „kritischen Nachrichten vom Zustand des deutschen Parnasses“, welche von Ch. G. Schmidt herrührend, durch Lenz ursprünglich Gotter zugeschrieben worden waren. ****)

Leider scheint die Summe der übrigen Epigramme verloren gegangen zu sein. Statt ihrer findet sich im selben Bändchen jene Ode des jungen H. Voss, auf welche Wieland im Merkur, April, Mai 75 in der „Unterredung zwischen ihm und dem Pfarrer zu * * * über die Moralität einiger seiner Schriften“ replicirte.

Augenblicklich ausser Stande zu untersuchen, ob die Vermuthung, dass unter der im Lenzischen Briefwechsel mehrmals

*) Vergleiche Jacobi's Brief an Göthe vom 25. Mai 1775 in Max Jakobi's „Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jakobi“ S. 48.

**) Aus Jacobi's Nachlass. Ungedruckte Briefe von und an Jakobi. Leipzig, Engelmann, 1869 II. S. 314—318.

***) In Karl Weinholds Selbstrecension eines Buches über H. Chr. Boie. Zeitschrift für deutsche Philologie 1868. S. 382.

****) Siehe S. 34 das von mir mitgetheilte Gedicht der „Archiplagiarius.“

erwähnten „Wielandias“*) nicht etwa eine Sammlung kleinerer satyrischer Sachen, wie Epigramme u. s. w. zu verstehen sei, welche der Dichter gegen Wieland verfasst hatte, habe ich diesen Gedanken doch auch nicht unterdrücken, vielmehr hiermit der weiteren Ueberlegung des urtheilsfähigen Lesers anheimstellen wollen. In diese Zeit der innigsten Gemeinschaft Lenzens mit Goethe fallen noch drei Lenzische Satyren gegen Wieland: „Menalk und Mopsus“, die „Wolken“ und das „Pandämonium Germanicum“, von denen leider die erste verloren gegangen ist, wenigstens bisher nicht wieder hat ausfindig gemacht werden können, ob sie gleich bereits gedruckt war.

In einem Briefe an Herder vom 28. August 1775**) erwähnt Lenz zum ersten Male der „Wolken“: „Ich lebe und wähle unter den elenden Hunden, um was aus ihnen zu machen, dass Aristophanes Seele nicht vergeblich in mich gefahren sei, der ein Schwein und doch bieder war! Du sollst auch die erste Abschrift meiner „Wolken“ bekommen, über welche sich wohl das Blatt umkehren und ich von Sokrates vergiftet werden könnte.“ Am 3. September 1775 sendet er die zurückempfangene Handschrift an Lavater.***) „Hier etwas, das unserer ganzen Litteratur wohl anderen Schwung geben möchte und somit ihrem Einfluss auf die Gemüther. Thut darnach, was ihr wollt. Nur setzt mir ein Denkmal von Rosen und ein weisses Steinchen darauf: „„Da liegt, dessen Laune bei all seinem harten Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte, dass die edlen darauf wurzeln und grünen, hoch über das Gesträuch hinaus.““

„Nesseln vorweg zu hauen ist von Jugend auf mein höchstes Vergnügen gewesen. Kann ich das, sterb ich selig. Der Buchhändler wird's an Papier und Druck, hauptsächlich aber an Korrektur nicht ermangeln lassen, und mir zehn Dukaten Honorarium zahlen, damit's doch heisst, es ist verkauft worden und

*) Vergleiche Lenzens Brief an Lavater vom 8. April 1775 bei Dorer S. 186.

**) Aus Herders Nachlass. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt a/M. Meidinger 1856. I. 225.

***) Eduard Dorer-Egloff. J. M. R. Lenz und seine Schriften. Baden 1857. S. 182 ff.

er den Umsatz des Dinges eifriger betreibt; darauf kommt alles an. — — —

„Zwölf bis fünfzehn Exemplare bekomme ich, bin ihm aber Bürge dafür, dass die nicht nachgedruckt werden sollen. Die Hauptsache ist die Korrektur und sollt er mir nichts geben, ich bin's auch zufrieden, besorgt er mir die Korrektur nur mit der grössten Genauigkeit bei einem sehr verständigen Korrektor und der meine Hand kennt. Ein Buchstabe fiesst mir oft dicker und grösser in die Feder als der andere und wenn das Auge der Figur nicht nachgeht, wie sie ursprünglich gewesen ist, kann sie leicht für eine andere genommen werden.

„Wenn Passavant den Liebesdienst übernehmen wollte, er verbände mich ihm auf ewig. Nur muss es niemand bei ihm zu sehen bekommen, bevor es gedruckt ist.

„Oder lass dir den Korrektor erst offenherzig schreiben, ob er das ganze gelesen und jedes Wort darin verstanden. Was er nicht verstanden, schreibt mir nur, zugleich Akt und Scene, und wie er es verstanden.“

Noch ein undatirtes Schreiben lässt Lenz an Lavater abgehen *): „Hast du Masuren gelesen, Lavater? die elendeste Satyre, die je auf Goethe, dich, Klopstock und andere ist geschmiedet worden? Hast du die Zeitungen gelesen, in denen Herder auf die niederträchtigste Art gemisshandelt wird? Fühlst du ganz, Welch eine Wirkung der über Frömmigkeit hohnlachende Verfasser des Nothankers auf's Publikum haben muss? Ernst ist keine Waffe dagegen, je ernsthafter man sich gebehrdet, desto lauter lachen sie. Es muss wieder gelacht werden und lauter als sie — oder ihr müsst beschämt vom Schauplatz, wo euch niemand hören mag. Euch niemand hören und wen denn? Wehe über mein Vaterland, wenn die „Wolken“ nicht gedruckt werden. Lass dich durch nichts irre machen, Frommer! was drin vorkommt; kühne Striche sind nothwendig oder das ganze Bild wird ein Schild am Wirthshause. Und sind wir nicht frei? Und soll Gewissenhaftigkeit uns binden, gerecht zu sein? Gewissenhaftigkeit uns zu Slaven machen? Dass doch das nicht der Fall bei den meisten Christen wäre!

*) Dorer a. a. O. S. 184.

„Es bleibt also, und wird ewig meine grosse Bitte an dich bleiben, die Wolken drucken zu lassen. Alle Folgen nehme ich auf mich. Und aufs geschwindeste und ohn Entgelt mag sich Steiner Vortheile davon machen, wie er am besten kann. Wenn es nur bald in Deutschland herum kommt. Noch diese Messe und nothwendig diese Messe. Schick mir ein Giftpulver lieber, als dass du mir diese Bitte abschlägst. Werd ich gewürdigt für diess Stück zu leiden, wer ist glücklicher als ich?

„Und gerade itzt muss es ins Publikum oder alle Gemälde verlieren ihre Anzüglichkeit, Stärke und Wahrheit. Du darfst dich nicht damit bemengen. Verbiete dem Buchhändler zu sagen, dass du's ihm gegeben hast, nenn ihm meinen Namen, weise ihm diesen Brief. Bitte Passavant, dass er die Korrektur übernimmt, er muss aber endlich versichern, es niemanden zu weisen, auch Kaisern nicht, der's nicht zurecht legen kann. Auch Goethen sag nichts davon; diesmal lass uns was allein thun. Desto mehr Freude hat er daran, wenn er überrascht wird. Ich habe ihm geschrieben: ich arbeitete, aber nicht was?

„Wenns gedruckt ist, dann theil's allen den guten Seelen aus. Es ist Gegengift, Lavater! das mir lang auf dem Herzen gelegen und wo ich nur auf Gelegenheit gepasst es anzubringen. Die Gelegenheit ist meine persönliche Schriftstellerrache, aber (es bleibt bei uns) diese Gelegenheit hab ich mir selbst gemacht. Geradezu lässt das Publikum seiner Sinnesart, seinem Geschmack nicht gern widersprechen, man muss einen Vorwand, eine Leidenschaft brauchen, sonst nimmt es nimmer Antheil. Und meine Kunst, meine Religion, mein Herz und meine Freude, alles fordert mich jetzt dazu auf — jetzt ausgelassen, auf ewig ausgelassen! Wer ersetzt mir den Schaden? Wer ersetzt ihn euch?

„So genug, du der du Landvögte in ihrem Frevel antastetest,*) für dich! Es muss einmal ein Ende haben oder wir arbeiten alle vergeblich und die Thoren rufen laut: es ist kein Gott! Ich

*) Eine Anspielung auf Lavaters Anklageschrift gegen den „ungerechten Landvogt“ Felix von Grebel der zufolge eines bald darauf angestrebten Processes zur Strafe und Schadenersatz gegen verschiedene Personen verurtheilt wurde. Leser denen die Lavaterschen Originalschriften nicht zu Gebote stehen, empfehlen wir das Capitel „Lavaters frohe Thatkraft“ S. 326 und folgende in J. C. Mörkoffers Werk: Die Schweizerische Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel 1861.

kenne die Nachlässigkeit des Publicums und dass, wer am lautesten ruft, immer recht bei ihm behält. Und sollten wir uns scheuen zu rufen? Wir uns irre machen lassen? — Lavater, wenn sie nicht gedruckt werden, so hab ich keinen Theil an dir. In eine Wüstenei will ich gehn, zweifelhaft über wenn ich seufzen soll.

„Gute Nacht! Wie süß werde ich träumen! Wie leicht morgen an mein Frohndienst gehn.

„Donnerstag.

Leider ist Lavaters Antwort auf diese beiden Briefe nicht zu ermitteln gewesen. Auf seine Einwendungen und den Vorschlag die Wolken Wielanden offenbar in der Handschrift zu senden erwidert Lenz:*) abermals ohne Anführung der Zeit:

„Ihr wollt die Wolken Wieland zuschicken? Liebe Freunde, wo ist euer Verstand, wo ist euere Freundschaft für mich? Was hab ich mit Wieland zu schaffen? Kennt ihr die süß lächelnde Schlange mit all ihren Krümmungen noch nicht? Und Wieland, der euch allen im Herzen Hohn spricht, die Achseln über euch zuckt und lächelt — mit dem wollt ihr Vertraulichkeiten machen, sobald es wider ihn geht. Liebe, liebe Freunde — überlasst mich wenigstens mir allein. Unsere Feindschaft ist so ewig als die Feindschaft des Wassers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle. Und ihn zu bekehren, wäre Lästerung. Ihn durch diess Stück bekehren wollen! Freunde, ich fahre aus der Haut. Alle seine Absichten befördern, sagt, und mich zerhauen, im Mörser zusammenstossen. Schreib ich denn das Stück für mich? Oder hab ich hier mit Wieland dem Menschen, nicht mit Wieland dem Schriftsteller zu thun? Thu ich mir nicht den grössten Schaden damit? Und jetzt Wieland in die Hände geben, damit er frohlocken kann über mich? Und das meine eignen Freunde!

„Jeder Autor hat ein Recht auf das, was er geschrieben. Ich bitte euch also mirs zurückzuschicken und mich meinem Schicksal zu überlassen. Ich schreibe diess mit dem kältesten Blut und der gelassendsten Ueberlegtheit von der Welt.

„Wieland der Mensch wird einst mein Freund werden — aber Wieland, der Schriftsteller, das heisst der Philosoph, der Sokrates — nie.

*) Dorer a. a. O. S. 189.

„Schickst du es aber ihm, so ist es sein und euer aller Verderben. Mit einer Welt Dukaten kannst du das Stück mir nicht abkaufen.

„Lavater, erster aller Knechte Gottes, wenn du noch Freundschaft für mich hast, so schweig, schweig ewiges tiefes Stillschweigen von den Wolken und leg dies auch Passavanten auf. Er ist ein guter Junge, unser aller Freundschaft leidet hierdurch kein Haar, gewinnt — aber ich kann, will und werde die Wolken drucken lassen, wann ist mir selbst noch unbekannt und begehre sie hiermit zurück, nicht aus meiner Autorität, sondern aus einer höhern Was du von den Individuen sagst, ist vortrefflich, aber passt nimmer und in Ewigkeit auf Wieland, nimmer und in Ewigkeit auf diesen Fall. Ich hab hier eben gerade mit keinem einzigen Individuum auf der ganzen Welt zu thun, sondern mit dem Ganzen, das mir am Herzen liegt.

„Dass ich dein Admonitorium einst Gottern zuschicken wollte, war nicht um ihn zu bekehren, sondern um ihm zu weisen, wie sehr ich ihn mit sammt seinen Lobeserhebungen und Autoreinfluss und Macht verachte. Er sollte widerrufen — das kann aber Wieland nicht.“

Am 5. October endlich antwortet Lavater. *) „Lenz! Du bist'n braver Junge!

„Lieb' Dich noch'n mahl mehr seit den Wolken; kann's aber doch nicht finden, dass Du durch Ungerechtigkeit gerecht handelst! . . . und dann denken wir von Wieland verschieden.

„Ich hab' ihn noch nicht gesehn; also behalt ich mir Urtheil vor. Hätt' ich ihn gesehn, spräch' ich ab. Hast Du ihn gesehn, gelte Dein Urtheil. Ich hab' ihn wol gesehn vor 20 Jahren; aber das war nichts. Ich halt' ihn für das reizbarste, wankelmüthigste — Geschöpfe, aber für keinen Heuchler; keine Schlange. Wäre er's — hohl' ihn der Schlangenzüchter! — Bitte, lieber Lenz — kämpfe, aber kämpfe mit Wahrheit, und unterdrücke das Gute nicht! Hierauf hast Du mir nicht geantwortet.

„Sei so strenge Du sein willst; nur sei nicht ungerecht. Kann ich Lieber weniger sagen? Ich habe Passavanten noch nicht gesehen. Aber ich weiss zum voraus, dass er noch ge-

*) Hier zum ersten Male gedruckt.

rechter ist, als ich. Er wird die Wolken nicht zum Druck befördern. Das weiss ich. Thut Er's, mag Er! Ich bin rein.

„Kannst's läugnen, Bruder, dass Wieland unendlich viel um den deutschen Geschmack verdient hat. Und ist Geschmack nicht Glückseligkeit? — Sollst ihn nicht bessern, wenn Du ihn unverbesserlich glaubst; aber sollst ihn auch nicht mit Füssen treten, der doch, hab er geschadet, so viel er will, so viel genützt hat, und so viel hat nützen wollen. Wielanden fürcht' ich nicht. Würd er's in meinem Sinne verdienen, und ich hielt ihn für unverbesserlich, ich liess die Wolken drucken. Ich will Wielanden nicht schonen; aber ich will nicht ungerecht sein. Du hast Macht über Dein mspt. — Du sollst Deine eigene Wage haben. Habe sie, und handle nicht nach der unsrigen! Aber handle gerecht! Du sollst nicht denken, wie ich — aber Du sollst Dich, wenn Du strafest, zehnmal fragen: „Straf' ich nicht ungerecht?“ — Handle; ich bin Dein Richter nicht.

„Ich will Dich nicht verdammen. Aber freundschaftlich will ich Dir weissagen: „Du bereust's, wenn die Wolken gedruckt werden!“

„Wielanden send' ich sie nicht, ohne Deine Erlaubniss; obgleich tausend gegen Eins wette, dass Wieland, der Schriftsteller dadurch, gebessert, und Wieland der Mensch nicht verschlimmert würde.“ —

Lenz, welcher endlich eingesehen hatte, dass er durch Lavaters Vermittelung in Sachen der „Wolken“ nichts auszurichten vermochte, antwortet wie folgt:*)

„Dein kostbares Briefchen habe erhalten, es ist mir ein theures, theures Zeugniss der Güte und innern standhaften Grösse deines Herzens, die keiner falschen Bescheidenheit braucht, um damit Cabale zu machen. Lache doch, Lavater! der Wolken, die Freunde und Feinde an dir vorbeiziehn lassen, du wirst immer durchscheinen. Durchscheinen, durchscheinen, mein lieber Getreuer bis auf lange Nachwelt hinunter. Mich freut der Eifer deiner jungen Freunde. Fürchte nichts von mir, ich konnte und kann dich nie kompromittiren, mein Blut ist kalt, aber mein Herz fühlt warm.

*) Dorer S. 191.

„Alles das, was du mir schreibst, hat mein Herz gerade so geahndet, das war mir ein Siegel, dass auch ich dein oder deines Gottes bin. Ich konnte aber — und werde nun keinen üblen Gebrauch davon machen, dessen sei sicher. Lass deine Freunde machen, was sie wollen und für gut und nöthig finden; ich mische mich nicht darunter. Gewiss nicht aus Menschenfurcht, denn was können mir deine Menschen helfen oder schaden? — — — — —“

Bereits laufen Gerüchte von Lenzschen Satyren herum aber ihr Erscheinen wird noch von den Freunden vermisst. „Es freut mich, schreibt Miller an Kaiser aus Ulm am 24. September 1775, dass ich Lenzens Liebe habe. Meine hat er längst. — — Ossian's Uebersetzer in der „Iris“ kenn ich nicht. Schick mir seinen Namen und seinen Schattenriss. Wer den Ossian recht liebt und fühlt, muss gut sein. — — — Der Eloge de feu Mr. Wieland ist mir noch nicht vorgekommen. Vielleicht kriegen wirs hier bald. Du kannst denken, wie ich darauf begierig bin, denn ich kann den Kerl nicht leiden.“

Offenbar hat Miller ebenso wenig Kenntniss der Autorschaft des Eloge de feu Mr. Wieland als der des Ossian.

Am 29. September ist das „Pandamonium“ bereits verfasst, denn Lenz erinnert Herdern in einem an diesem Tage geschriebenen Brief daran, dass er es ihm geschickt habe.

In diesen Monat fällt Sulzers Reise nach Nizza. Während seines Rasttages in Frankfurt wird er von Goethe aufgesucht, der den berühmten Verfasser einer „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“ *) persönlich kennen zu lernen wünschte.

Am 30. September berichtet er seinem Freunde Bodmer:

„— — — Wie würden sich die Nicolais und Herders und Goethen verwundern, wenn sie sehen und hören könnten, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welchem Lächeln wir davon sprechen, dass ihre Philosophie die unsrige den Leuten vergessen gemacht hat. Goethe ist in Frankfurt drei Stunden lang bei mir gewesen und würde allem Ansehen nach noch länger mit mir geplaudert haben, wenn ihn nicht die Nacht weggerufen hätte. Die Seite von der er mir sich zeigte (jedermann sagt

*) Erschien zu Leipzig 1771—1774.

mir, er habe zwei ganz verschiedene) *) hatte nichts, das mir nicht gefiel. Ich irre mich sehr, wenn dieser junge Mann bei reifern Jahren nicht ein rechtschaffener Mann sein wird. Jetzt hat er den Menschen und das menschliche Leben noch nicht von vielen Seiten betrachtet. Aber sein Blick ist scharf.

„Sein Freund Lenz in Strassburg hat sich vorgenommen den Schriftsteller Wieland unter die Banke zu bringen und wird seinen Zweck gewiss nicht ganz verfehlen. Lesen Sie die von ihm neulich herausgegebenen Ekloge „Menalk und Mopsus“ und dann das „Eloge funébre de Mr. * nd“ (Wieland).“

Der Leser empfängt durch den Zusammenhang der Darstellung den Eindruck, als ob Goethe die Kunde von Lenzens Autorschaft sowohl des „Menalk und Mopsus“ als des „Eloge“ Sulzer übermittelt hätte. Einen zuverlässigeren Zeugen vermöchten wir kaum aufzutreiben! Nachdem Bodmer in einem Briefe vom 17. October 1775 seiner Verwunderung darüber Ausdruck geliehen, dass Goethe, Zimmermann, Lenz, Lavater ihn lieb hätten, fährt er unten weiter fort: „Das Eloge funébre de Wieland“ ist eines Jünglings der noch Witz zeigt, und der gern was thäte, wenn er könnte. Es ist Fustian.**)

An einer andern Stelle desselben Briefes schreibt er: „Wielands Liebe zu mir ist nur Poesie. Er bezeuget ausserordentliche Sensibilität gegen seine Tadler.“ — — — — — „Ein wohldenkender Mensch — so schliesst der Brief — hat das Publikum wieder an Wielands poetisches Schreiben von der Bestimmung eines schönen Geists ***) erinnert, an seine Sympathien ****) an die Zeiten da die Verfasser des geprüften

*) Man erinnere sich verwandter Urtheile Immermanns und Charlotte von Steins.

**) Fustian im Englischen bildlich: Schwulst. „Unsere Freunde — schreibt Bodmer am 2. August 1775 — halten Lavaters Physiognomik für Charlatanerie und Fustian.“

***) „Sendschreiben von der Bestimmung des poetischen Genies.“ 1752. Wieland sprach 1775 im 2. Merkurhefte S. 2 sein Bedauern darüber aus, dass er gegen Rost und Lamprecht jene Schrift habe ausgehen lassen. Sie hatte beabsichtigt Unschuld und Tugend zu preisen, nicht aber der Sinnlichkeit zu fröhnen. Joh. Christoph Rost geb. 1717 in Leipzig, † 1765. Jacob Fr. Lamprecht geb. 1707, † 1744.

****) Die Wielandische so betitelte Schrift erschien zu Zürich 1758.

Abrahams*) und der Noachide**) an einem Tische mit einander assen; an Wasers Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen***) die Wieland so laut ankündigte. Jetzt sagt jener haben die Dunse selbst Dunsaden geschrieben und Tollhäuser für die Swiften gebaut. Ich fürchte sehr die Brochüre werde Wielanden wild machen, wie er wild war, als die Frau la Roche ihm sagte, dass sie sich wohl hüten werde, ihrem Töchterchen die Musarion oder den Idris zu zeigen. — — —“

Kenner, welche reicheren bibliothekarischen Quellen näher wohnen als ich, — dem alle ähnliche Hülfsmittel zur Zeit abgehen, da ich mich von dem grössten und namentlich dem betreffenden Theile meiner eigenen Bibliothek alljährlich auf 9 $\frac{1}{2}$ Monathe getrennt sehe — werden ermitteln, welch' eine neue Schrift hier gemeint ist, und ob nicht gar Bodmer selbst deren Verfasser ist? Eine Stelle jenes Briefes, dessen Postskript auf eine Wieland ärgerliche Publikation vielleicht gedeutet werden könnte, will ich nicht unterdrücken. Sie lautet: „Ich mache mir diesen ganzen Winter durch Gedanken zum Sommer, dass ich Sie im Frühling umarmen werde. Freilich sollen Sie dann Geburten sehen, die ich mit der Muse erzeugt habe (also offenbar schon Vorhandenes das Sulzer noch fremd ist). Gott gebe — fährt er fort — dass es witzige geschickte Kinder seyen! Ich dachte in währendem Werk der Erzeugung kaum mehr und ernstlicher daran schöne Kinder zu machen, wie dieses Ambigu ist, zu verfertigen. Ich habe Autorgeheimnisse, die ich dem Papier nicht anvertraue.“

Die gegen Jakobi, Gleim und Gerstenberg im Jahre 1769, gegen Klopstock und Lessing noch 1776 gerichteten Schriften und die wiederholt ausgesprochene Verstimmung gegenüber Wieland werden meiner Vermuthung wenigstens so lange

*) Der geprüfte Abraham. Ein Gedicht in vier Gesängen. Zürich 1753, ebenfalls von Wieland.

**) Die Noachide Bodmers erschien 1765.

***) Im Jahre 1747 hatte Bodmer: Alexander Popens Duncias, ein Heldengedicht, mit historischen Noten und einem Schreiben des Uebersetzers an die Obotriten“ und 1755 Wieland die Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Hermann (Frankfurt und Leipzig) herausgegeben. Bodmer veröffentlichte 1758 eine Geisse- lung der Gottschedianer in dem Schriftchen: „Das Banket der Dunsen.“

einigen Bestand geben, bis sich nachweisen lässt, welche Schrift eines Dritten gegen Wieland Bodmer damals im Sinne haben konnte und welche „witzige und geschickten Kinder“ sonst er damals erzeugt haben mochte, die zwar Anspruch auf Schönheit nicht erheben, aber doch Wieland ähneln sollten als Gemisch einander widersprechender Dinge. Ohne „Odoardo Galotti,“ „Begräbniss und Auferstehung des Messias“, sowie den „Tod des ersten Menschen“ und die „Thorheiten des weisen Königs“ gesehen zu haben muss ich jeder weiteren Aeußerung in dieser Angelegenheit mich enthalten.

Auf die Nachricht von Lenzens Zurückweisung durch Lavater wendet sich Schlosser dankend an den Züricher Freund:

„— — Ich danke Ihnen, dass Sie dem bessten Lenz abgerathen haben seine Wolken drucken zu lassen. Sie waren zu bitter. Er schickte sie mir mit einem grossen Riss zu um damit zu machen, was ich wollte. Ich denke, ich kassiere sie ganz. Er hat Wieland da nicht angegriffen, wo er am schädlichsten ist, weil ihn da noch niemand angegriffen hat. Ich meine an der Geringschätzung edler Thaten und einfältiger Güte.

„Ich habe Lenzen eine andere Pille von mir zugeschickt gegen des Wielands „Abderiten“. Ich habe darin die glücklichen kleinern Republiken vertreten, welche bei ihrer Einfalt nichts mehr lieben als ihre uns unbekannte Mittelmässigkeit und nichts suchen, als geraden Menschenverstand ohne Anstriche. Das ganze Schreiben ist ganz ohne Galle und ohne Satyre. Lenz wird es Boie zu seinem neuen Journal *) schicken. Will er's nicht aus Furcht vor Wielanden, so gebe ich's in Iselins „Ephemeriden“ **) und will's auch der nicht, so mag Lenz damit machen was er will. — — —“

*) Das deutsche Museum.

**) Isaak Iselin geb. 1728 zu Basel, † 1782, hatte in Göttingen studirt, lebte als Rathsschreiber in seiner Vaterstadt. Ein nicht nur bei seinen Compatrioten und Zeitgenossen hochangesehener Denker. Von 1776—1782 gab er zu Basel eine Monatsschrift „Ephemeriden der Menschheit“ heraus. Er schrieb „Ueber die Geschichte der Menschheit“, Frankfurt 1760, und Philosophische und politische Versuche, Zürich 1760, Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes, Zürich 1759; Ueber die Gesetzgebung, Basel 1758; Der Patriot und Antipatriot, Zürich 1758. Ueber ihn vergleiche man

Neue Aufregungen erlitt Lenz durch die „Masuren“ welche gegen Klopstock, Herder, Lavater, Göthe, Lenz gerichtet waren *), sie reizten Lenz nur noch mehr in seiner Kriegserklärung gegen die Feinde des Strassburg-Frankfurter Kreises zu verharren oder die verlassene Fährte wieder aufzunehmen.

Als nun gerade um die Zeit, dass Lenz der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen inne wurde, als könnte er durch Lavater einen Verleger für die „Wolken“ finden, von Boie eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an dem „deutschen Museum“ eintraf, so nahm er die Gelegenheit der Beantwortung jener Anfrage wahr und schrieb am 2. October von Kehl aus an Boie:

„— — — Nun noch ein Wort unter uns beyden. Sie haben Buchhändlerverbindungen, ich will kann und werde nie welche haben. Vielmehr suche ich Journalisten und Buchhändler zu turlupiniren so viel ich kann, bis sie gescheidter werden, und denen Leuten, von denen sie Leben und Othem haben, mit mehr Ehrfurcht begegnen lernen. — Können Sie mir, deutscher Mann, — einen Jungen in die Welt bringen helfen, der rasch und wild und frey ist wie sein Vaterland? Sie sollen einst spät seinen Dank dafür haben. Alles was Sie für ihn einnehmen, ist Ihre oder der Leute denen Sie es gönnen wollen. Mir ist nur darum zu thun, dass er in die Welt kommt wirkt und lebt, sollt er seinem Vater auch selber durch seinen Muthwillen den Hals brechen. Er heisst die „Wolken“, aus dem Griechischen des Aristophanes. Lerm macht er, das ist gewiss, denn ich habe kein Feuer an ihm gespart — und der Ausgang wird gut seyn. Sie haben alle Ansprüche auf die Erkenntlichkeit eines zärtlichen und besorgten Vaters. Können Sie ihn nur die schreckliche Küste der Censur vorbeiführen. Denn Anomalien sind genug darin. Wäre das nicht, so würd ich ihn nicht für meinen Sohn erkennen. — Ich erwarte aufs geschwindeste eine kathegorische Antwort damit ich meine Massregeln nehmen kann! Denn hier ist periculum in mora. Sollte denn in Deutschland keine Presse

insbesondere die vortreffliche Schrift von A. von Miaskowski, Isaak Iselin, Ein Beitrag zur Geschichte der volkswirtschaftlichen, socialen und politischen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrhunderte. Basel, 1875.

*) Lenz an Lavater. Bei Dorer S. 184.

seyn, wo etwas uncensirt könnte gedruckt werden. Auch in Lemgo nicht z. E. oder in irgend einer Reichsstadt? Wie gesagt, ich nehme keinen Heller, nur dass mein Name vor der Hand verschwiegen werde.“

„Ich bitte um baldmöglichste Antwort.“ —

Unterdessen hatten sich für Göthe bestimmte Einladungen nach Weimar an den herzoglichen Hof gefunden, welches er am 11. October 1775 der Frau La Roche meldete. „Schreiben Sie mir doch hin — heisst es in dem Brief — Sie können es an Wieland einschliessen. — — —“

Aber eine Hinneigung zu Letzterem ist darum noch nicht wahrnehmbar. — „Wieland ist doch der alte auch in der Neuwiedischen Affaire,“ fährt Göthe fort, „diese Weiberader wird mich von ihm abscheiden. — Hier ist Menalk und Mopsus.“ *)

Diese Satyre erschien bald darauf auch im Sonderdruck, und wurde ferner auch in dem Sammelbände „Rheinischer Most“ 1775, erster Herbst, neben Goethes Puppenspiel, dem Prolog zu Bahrtdts Offenbarungen, Götter, Helden und Wieland; Mercks Rhapsodie; Wagners Prometheus, Deukalion und Recensenten, Mercks Pätus und Arria etc. wieder abgedruckt. —

Fr. Nicolai hatte doch, wie wir aus verschiedenen Briefen z. B. aus dem seinen vom 13. April 1775 an Höpfner**), und aus dem vom 6. Mai 1775 von Merck an Nicolai***), wissen, die beste Kunde über den Wagnerschen Prometheus gehabt, um so mehr fällt es auf, dass er am 17. August †) Höpfner schreiben konnte: „Im Augenblick erhalte ich aus Zürich: „Menschen, Thiere und Göthe“ — — Wer mag der Verfasser seyn? In Zürich kenne ich Niemand, denn für den alten Bodmer ist's fast zu gut. Ueber Einzelnes hab ich herzlich lachen müssen. Dass ich zu diesem Ding nicht die geringste

*) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von H. von Loeper, Berlin, Herz, 1879, S. 118, und Goethebriefe aus Fritz Schlossers Nachlass. Herausgegeben von Julius Frese. Stuttgart, Krabbe, 1877. S. 166.

**) Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck etc. Herausgegeben von Dr. K. Wagner, Leipzig 1847, S. 115—116.

***) A. a. O. S. 116—117.

†) A. a. O. S. 129.

Veranlassung gegeben und es nicht eher als gedruckt gesehen, betheuere ich als ehrlicher Mann.“ Und doch hatte Leonhard Meister das Erscheinen der Farce zur Ostermesse vorausgesagt!

Durch Frau von La Roche war der Angriff Wielands, wie der endliche Erfolg auswies, in umsichtiger Weise ins Werk gesetzt worden. Leider sind, wie es scheint, alle ihre Briefe an Lenz verloren gegangen, von den seinigen aber nur 8 und diese zum Theil unvollständig erhalten worden. In zweien augenscheinlich vom December 1796 und Januar 1776 herrührenden Briefen erörtert unser Dichter einige Mittheilungen über das Jugendleben der berühmten Frau und einige Urtheile über seine Schriften die er sich erbeten hatte:

„Sie haben recht; Ihre Anmerkung über meine Stücke habe ich mir zuweilen selbst gemacht, und in meinen künftigen sollen auch keine solche Schandthaten mehr vorkommen. Doch bitte ich Sie sehr, zu bedenken, gnädige Frau! dass mein Publikum das ganze Volk ist; dass ich den Pöbel so wenig ausschliessen kann, als Personen von Geschmack und Erziehung, und dass der gemeine Mann mit der Hässlichkeit seiner Regungen des Lasters, nicht so bekannt ist, sondern ihm anschaulich gemacht werden muss, wo sie hinausführen. Auch sind dergleichen Sachen wirklich in der Natur; leider können sie nur in der Vorstellung nicht gefallen, und sollen's auch nicht. Ich will aber nichts, als dem Verderbniss der Sitten entgegen arbeiten, das von den glänzenden zu den niedrigen Ständen hinabschleicht, und wogegen diese die Hülfsmittel nicht haben können, als jene. Sie sehen, warum ich Wieland als Menschen lieben, als komischen Dichter bewundern kann, aber als Philosophen hasse und ewig hassen muss. Er glaubt, den Menschen einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen begreiflich macht, ihre Kräfte seien keiner Erhöhung fähig. Und wer lässt sich das nicht gern einbilden, und beharrt gern auf dem Sinnlichen, zu dem er die meiste Gravitation fühlt. Dass W(ieland) Sie lieben, und doch so philosophiren konnte, bleibt mir, wie viele andre Dinge, in seinem Charakter, noch immer ein unauflösliches Räthsel, wenn ich nicht den Aufschluss in dem grossen Motiv aller im Schwung gehender Autoren fände, dass er seine Rechnung dabei findet. Ich verdamme ihn deswegen nicht, ich zittre nur vor der Gefahr, einst in dieselben Schlingen zu fallen.

„Er liebte Sie in seinem siebenzehnten Jahre; — O Wieland! dass du diese Eindrücke heilig gehalten hättest, dass sie sich nie aus deinem Herzen und Imagination verwischt hätten. Freundschaft ist nicht genug; er hätte Sie sein ganzes Leben durch lieben sollen, und er hätte die Tugend geliebt. — — — — Mein Widerwillen gegen W(ieland) schrieb sich blos aus einigen seiner Schriften her, seine Privatverhältnisse habe ich nie gewusst, mich freilich mit grossem Unrecht zu wenig darum gekümmert.“

Je mehr wir die Wirkung der Frau von La Roche auf Lenz erkennen, desto lebhafter bedauern wir den Verlust ihrer Briefe und die Unbekanntschaft mit den Mitteln und Wegen namentlich, durch welche sie den Wildfang zu zähmen vermochte, desto mehr ärgern uns Göckings redactionelle Striche, der eine Menge Urtheile auch Lenzens über Werke der La Roche unterdrückte. *)

Am 13. November 1775 schreibt Kaiser aus Ulm, wohin er zum Besuche Millers gereist war: „Ich kenne deine Wolken.“ Offenbar bei Wieland oder bei Passavant hatte er sie gelesen. „Ich weiss, dass du sie gedruckt wolltest haben. Ich bin sehr dafür portirt und liegt mir viel daran. — Hier hab ich nun durch Millern, der mein wahrer Freund ist, schon Gelegenheit gehabt für mich und auch andere etwas geheim drucken zu lassen und das wär hier auf die Art zu machen.

„Sage mir mein Freund Deine Meinung und Sinn. Millern kann man alles ohne Freundschaftseid anvertrauen. Er liebt Dich sehr, sehr! Trug mir längst auf Dir's heftig zu versichern. — — — 50 Gulden wie Du sie forderst will ich Dir für die Wolken schaffen. Schreib mir gleich nach Zürich wie Du meinst. Am Donnerstag geh ich von hier ab, und treff dann gewiss Antwort in meinem Nest.“

Die ganze weitere Correspondenz über diese Angelegenheit zwischen Lenz und Kaiser ist verloren gegangen. Wir erfahren nur soviel aus einem späteren Briefe Lenzens an Boie,

*) Es ist eine unbekante Thatsache, dass bereits 1820 — und ich glaube 1819 — mehrere dieser Göckingkisch verstümmelten Briefe gedruckt worden sind. Vielleicht gelingt's mir noch sie aufzutreiben und im Druck mehr zu finden, als die hinterlassenen Handschriften enthalten.

welchen wir weiter unten einschalten wollen, dass Kaiser, auf die Nachricht, die Wolken befänden sich bereits zu Lemgo unter der Presse mit aller Gewalt einen Nachdruck veranlassen wollte, für welchen Zweck er eine offenbar bei Lavater oder Passavant genommene Abschrift des Lenzschen Originals zu verwenden gedachte.

Nicht minder überraschen aus einem Briefe Nicolais an Merck vom 28. December 1775 *) die folgenden zwei Stellen: „Man meldet mir glaubwürdig, welche sehr ungezogene Reden Hr. Goethe in Frankfurt gegen mich ausgestossen hat, der ich ihn nie beleidigt, sondern mich nur des Rechts bedient habe, das jeder Schriftsteller hat, zu schreiben, was ihm gut dünkt, und dabei die grösste Hochachtung für Hrn. Goethes Talente bezeugt habe. — — —“

„— — — Ich habe einen Brief in Händen gehabt, worin ein namentliches Pasquill auf mich: „Ourang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G(oethe) einem Buchhändler zum Verlage angeboten wird. Eben dies Ding wird schon in den Hamburger neuen Zeitungen, Nr. 204, im Voraus angekündigt.

„Ich schreibe Ihnen dieses, m. bester Fr., damit Sie es wissen, und es allenfalls durch Sie auch Hr. Goethe wisse, dass ich von allen den kleinen Menéen, die ihm wahrhafte Schande machen, unterrichtet bin, und dass ich sie verachte. Ich leide dabei freilich, aber nicht meinethwegen, sondern, weil es mir wehe thut, dass ich einen Mann, den ich so gern hochschätzen möchte, verachten muss.

„Uebrigens werde ich allemal geradezu gehen, wie ich bisher gethan habe. Ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit zu gut, sie daran zu wenden; daher schweige ich, so lange es möglich ist. Wenn es aber Hrn. G(oethe) einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielt, oder, wie er mit Wieland gespielt hat, und noch spielt, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiss, ohne mich rühmen zu wollen, dass ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig

*) Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, 1835. S. 80—81.

werden wollte. Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht. Hui! dass es Göthen nicht auch so gehet! Und wie leicht kann er denn zurücksteigen, „Erwin“ *) und „Stella“ **) sind schon Stufen hernieder, nicht herauf!

„Wenn Sie, m. bester Fr., nicht der brave, rechtschaffene Mann wären, der Sie sind, so wäre meine Offenherzigkeit unbescheiden. Aber ich rede zu Ihnen, wie ich zu mir selbst rede. Es thut mir wehe, dass ein so treffliches Genie, aus Eigensinn, Eitelkeit und Seltsamkeitsbegierde seine grossen Talente nicht braucht, und missbraucht. Die Beleidigungen gegen mich rechne ich an sich wenig, denn sie schaden mir nicht. — — —“

Da der Verleger der „Stella“ Mylius schon am 24. October 1775 die Zahlung des verlangten Honorares von 20 Thaler und der Empfangnahme des Manuscriptes als demnächst bevorstehend in einem Brief an Merck ***) ankündigt und auf Nicolais im Auszug hier mitgetheilten Brief Merck am 19. Januar 1776 antwortet, so ist hier an ein falsches Datum des Briefes von Nicolai gar nicht zu denken. Wo aber ist der „Ourang Outang“ vom December 1775 geblieben? Wer war der Freund Goethes? Lenz? Nein! Seine reichlichen Correspondenzen zeigten wenigstens Spuren dieser Sachen. Wagner? zum zweiten Male? Kaum! — Wer sonst? Vielleicht Klinger, der Derbheiten mochte? Man lese nur den schon erwähnten „Plimplamplasko“, den er 1780 gegen seine bisherigen Genossen richtete! — Wo aber blieb das Manuscript? Durch wem wurde es vor der Oeffentlichkeit unterdrückt? — Merck ist in dem letzterwähnten Antwortschreiben vom 19. Januar 1776 der Ansicht, dass das ganze fragliche Gerücht durch böswillige Zwischenträger entstanden sei, die Göthen schaden wollten, ohne deshalb Nicolai's Freunde zu sein. „Von dem neuen Pasquill habe ich nirgends kein Wort gehört!“ In den einmal angeschwollenen Streit, bei der von so mannichfachen Seiten und Gesichtspunkten angefochtenen Empörung der Gemüther war endlich Nichts unmöglich. Ja es wäre denkbar gewesen, es hätte ein schalkhafter Freund Goethes

*) Erwin und Elmiere, ein Schauspiel mit Gesang. Zuerst veröffentlicht in Jakobis Iris II. 3. März 1775 S. 159—224.

**) Berlin 1776 bei August Mylius zuerst gedruckt, war schon 1774 verfasst.

***) Briefe an und von Merck. Darmstadt, Diehl 1838. S. 53.

die ganze Fabel erfunden blos um Nicolai zu ärgern und den eitelen Menschen zu unvorsichtigen Aeusserungen zu reizen.

Aller Orts spukte der Streit um die neue Schule und gegen die alten Systeme. So erzählt z. B. Bodmer in dem Züricher Briefe vom 2. August 1775, welchen er an Sulzer nach Nizza richtet, man habe hier eine Brochure, in welchen Wieland's Abrahamide, Sympathien u. s. f. mit einem Eifer gelobt werden, der per repercussionem seine Musarion, Idris, Amadis zu Boden schlägt. Beide Dichtungen gehörten der ersten moralischen Periode Wielands an, über welche Professor Dr. Ofterdinger neuerdings in seiner kleinen Schrift „Christoph Martin Wieland's Leben und Werke in Schwaben und in der Schweiz“ (Heilbronn 1877) dankenswerthen Aufschluss gegeben hat.

Es liegt auf der Hand, dass der Autor entweder Wielands Freund sein musste und vielleicht dem greisen Bodmer bekannt war, welcher die gleichen Ansichten zu wiederholten Malen bekannte, oder aber einen Druck auf Wieland durch diese Veröffentlichung auszuüben vermeinte. In welchem Maasse die Gährung weitverbreitet war, das Verständniss der neuen Zeit noch ferne lag, wohl auch den in Anschauungen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herangebildeten Männern der Argwohn innewohnte, als könnte die Zukunft nur Verschlimmerung, statt Erhaltung des vorhandenen Guten und Besserung bringen, geht aus einem merkwürdigen Briefe des Statthalters Ott*) von Zürich an den damaligen Professor Leonhard Meister hervor, der ihm, dem Censor, einige Handschriften zur Erlangung des Imprimatur übersendet hatte. Auch hier handelt es sich um eine bisher unbekannt gebliebene, vielleicht nicht einmal zum Druck gegebene grosse literarische Satyre: „Ich habe die mir beygelegte neue Ausarbeitungen für den neuen Berner

*) Zu den obersten Staatsämtern von Zürich gehörten vor 1798 — wie mir Herr Professor Vögelin in Zürich mitzuthellen die Güte hat — vier Statthalter, deren Wirkungskreis hier zur Sache nicht gehört. Sie waren Stellvertreter der beiden Bürgermeister. Eine solche Stelle bekleidete etwa von 1770 bis 1780, wo er Bürgermeister wurde, Johann Heinrich Ott, geb. 1719, † 1796; ein Mann der sich in jüngeren Jahren mit belletristischen und geschichtlichen Arbeiten abgab, von denen aber nur die letzteren gedruckt wurden, nebst einer Anrede an die Kaiserin Maria Theresia bei Anlass einer Unterhandlung über Grenzstreitigkeiten, die er in Wien zu führen hatten.

Journal, *) so wie alles, so von Ihnen kömmt, mit gutem Vergnügen gelesen. Die abgebrochenen Gedanken aus Ihrem Tagebuche gefallen mir vorzüglich wol und sie werden gewiss allgemein gefallen.

„Auch Ihr Hildbold muss gefallen, ausgenommen Sie wollen Wibrade **) zween Männer geben. Aber, mein Freund, was soll ich mit den neuen Don Quichotten machen? Ueberhaupt gefällt mir auch dieses Stück, aber ich fürchte die Folgen. Die neue Akademie überlasse ich gern Ihrem Zorn. Die Stollbergen, den Göthen, Herder, Wieland, und auch den Gassner***), wenn Sie diesem Tropf nicht zu viel Ehre erweisen, alle diese überlass ich Ihnen. Nur einen Mann nehme ich in meinen Schutz, den sie zwar nicht nennen und ich nicht.

„Aber mein lieber Herr Professor, haben Sie wohl überlegt, was Sie anfangen. Kennen Sie Ihre Champions, und Sie müssen sie kennen. In Wahrheit ich wollte lieber mit den fürchterlichen Flügeln einer Windmühle fechten, als mit diesen und vielleicht ist das ganze Heer von bösen Geistern, welches Gassner aus dem kleinen Finger eines armen Mägdgens ziehen kann, nicht so gefährlich, als das kleinere Heer dieser Accademisten. Göthes feuriger schrankenloser auf lauter Pistolen und Poligamien †) reitender, Herders dunkler, schwülstiger im schwarzen Nebel duftender und Wielands verliebter, ächzender, hüpfender Geist, wohlgerüttelt

*) Bisher vergebens hab ich auf das Berner Journal gefahndet, welches wohl Aufschluss über die in diesem Briefe besprochenen Artikel bieten dürfte.

**) Hildebold und Wibrade ist eine hexametrische Erzählung von Joh. Jac. Bodmer. Welchen Zusammenhang aber diese Bodmersche Dichtung mit dem hier erwähnten Meisterschen Product haben möchte, ist mir unerschindlich, zumal beide mir unzugänglich sind, letztere auch bis hiezu unseren Literaturkennern unbekannt war. — Den Namen entlehnten vielleicht beide Dichter dem Minnesänger Hildbold von Schwanegau. Hatten doch Bodmer und Breitingen 1758 und 1759 die Manessische Sammlung herausgegeben.

***) Johann Joseph Gassner, ein Tyroler, geboren am 20. August 1727, trieb als Pfarrer in Klösterle im Bisthum Chur einen Aufsehen erregenden Schwindel, indem er allerlei Krankheiten — die er sämtlich für Besessenheit erklärte — durch Segenssprüche beschwören und heilen zu können vorgab. Er wurde überführt gesunde Personen zum Spiel der Rolle eines Kranken bewogen zu haben.

†) Pistolen: Anspielung auf Werthers Ende; Polygamien: auf Stella.

machen eine kräftige Mixtur vielleicht gar ein Brechmittel aus. Ob Sie sich jetzt dahin wagen wollten; ob Ihr Magen eine Dosis davon erleiden möge, lasse ich Ihrer eigenen Klugheit über. Ihnen und mir wäre es vielleicht besser gerathen, wenn Sie dieses Stück unterdrückten und ich würde es Ihnen danken. Sie glauben nicht, wie ein armer Teufel ein Censor ist. Ohne zu sündigen, ohne den Verstand dazu zu haben, macht er sich aller fremden Sünden theilhaftig und ich möchte doch nicht gerne in den Wellenberg*) gehen, wenn ein anderer die Ehe bricht. Also wünschte ich im Ernst, dass dieses Stück in Ihrem Cabinet, und den Händen guter Freunde bliebe. Muss es aber wider meinen Willen gedruckt sein, so muss ich Sie bitten, gewisse Citata wegzulassen, welche Ihre Helden nichts angehen.

„Förderst weiss ich fol. 1 nicht wer der Baccalaur **L **) ist. Vielleicht betrüge ich mich, und der gute — Baccalaur ist unschuldig. Doch bitte ich Sie, ihn umzutaufen. Machen sie einen Baccalaur W** oder auch einen Baccalaur O** daraus. Daran liegt mir nichts. etc. fol 5 in fini verbitte ich mir die Noten — — — fol. 8 muss die Citation aus der Physiognomic wegbleiben. Ebenso die wörtlichen Anführungen ebendaraus.

„Insbesondere aber bitte ich, die fol. 11 wörtlich eingetragenen Korrekturen, oder wie Sie es heissen wollen, aus der „Physiognomic“ auszulassen, und diese Stelle umzuarbeiten. Zwar es hat es nicht nöthig. Lassen Sie diese Academiker lieber bloss Mimisch reden, Sie werden wunderwüthig genug reden. Der Zusammenhang wird nicht zerreißen, wenn schon die Stollbergische und Hartmannsche schwebende, schwimmende, krausende Physiognomic ausgelassen werden. Mit dieser

*) Der Wellenberg war nach gefälliger Mittheilung des Professor Dr. A. S. Vögelin in Zürich ein Thurm in der Limat am Ausfluss des Sees zur älteren Befestigung gehörig, der als Gefängnis für Criminal-Verurtheilte diente, namentlich auch für Ehebrecher. Ich besitze ein Aquarellbild eben dieses Thurmes aus der Zeit vor 100 Jahren.

**) Unter dem Baccalaur **L ist augenscheinlich Lavater zu verstehen, in dessen Treiben nicht Meister allein ein Haar gefunden hatte. Lavaters kindlich treue Seele glaubte u. a. auch an Gassner als einen Wunderthäter, bis der offenkundige Beweis gegen ihn zu Tage lag. Lavater ist augenscheinlich der von Meister und Ott Ungenannte. Die gegen Schluss gemachten Ausstellungen an den Citaten aus der Physiognomik deuten darauf hin.

Magenessenz überlasse ich Ihnen die ganze Pastete, und habe die Ehre zu seyn

„Meines hochgeehrten Herrn Professors
ergebenster Diener
Statthalter Ott.“

II.

Ich muss nun daran erinnern, dass unterdessen Goethe in Weimar eingetroffen war. „Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen — schreibt Wieland an Meusel am 16. November 1775 *) — ist das grösste Genie und der beste liebenswertheste Mensch, den ich kenne.“ Es ginge über den verfügbaren Raum alle die entzückten Ergiessungen Wielands hier einzuschalten, welcher bon homme genug war um im Handumwenden alle Kränkungen zu vergessen, die Goethe und seine Freunde unlängst ihm angethan hatten. „Goethe ist — lesen wir in einem Briefe Herder's an Zimmermann **) — mit Wieland sehr freund und schreibt neulich: „„W(ieland) hat eine brave Seele““ er wird ihn also wohl nicht mehr angreifen.“ — Und so war es thatsächlich. Die Wandelung des Betragens war nothwendig, wenn Goethe nach Weimar gehen und gar, wenn er dort bleiben wollte. Die Wandelung war beschlossene Sache, sie war wie wir wissen aufrichtig und wahrhaftig. Hatte doch Wieland nicht umsonst die eindringlichsten Fürsprecher für sich: Sophie von La Roche und Knebel, hatte Wieland doch seine Bereitwilligkeit zur Versöhnung in allen Tonarten deutlich und zu wiederholten Malen vorgetragen. War doch sogar Lenz nachdenklich geworden, wenn auch nicht schon zum Nachlassen entschlossen! Dass auch Goethe in Angelegenheit Wielands seinen Einfluss auszuüben versuchte, werden wir bald sehen.

„Goethe, Lavater, Herder — schreibt Wieland am 8. Januar 1776 an Zimmermann ***) — warum sollten sie nicht meine Freunde sein? seit ich das Kleeblatt kenne, sind sie meine Heilige!“ —

*) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751—1810. Zürich, 1815. VII, 245.

**) Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Gessner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und Förster, von Eduard Bodemann. Hannover 1878, S. 332.

***) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. III. 256.

Unterdessen hatte Boie, wie wir bereits angedeutet, die ihm übersandten „*Wolken*“ Lenzens zum Druck befördert.

„Wüsste ich — schreibt Boie dem deutschen Aristophanes am 10. Januar — dass sie *) bald kämen, hätt ich das Packet **) bis dahin aufgehalten um Postgeld zu ersparen.“

Um dieselbe Zeit etwa mochte auch Goethe seinem Freunde Lenz geschrieben und zum Frieden mit Wieland ermahnt haben. Offenbar hatte Lenz, oder hatten andere Personen Goethen über Lenzens jüngste Aufwiegelungen in Sachen der „*Wolken*“ in Kenntniss gesetzt. Vielleicht auch waren es die Epigramme in Vossens Musenalmanach mit Lenzens Unterschrift, welche die Zuschrift veranlassten.

Goethes Brief an Lenz ist leider nicht zu ermitteln gewesen, gehört vielleicht zu der Zahl jener Papiere, die durch weise Freunde in Moskau vernichtet wurden, um Lenz die aufregende Versenkung in vergangene Zeiten zu ersparen!

„Goethe hat mir, schreibt Lenz an Lavater ***) kurz vor dem 24. Januar 1776, ein Zettelchen aus Weimar geschrieben und ist sehr zufrieden mit Wielanden. Bindet mir auch ein, ich soll ihn ungeschoren lassen.“ —

Goethe mag diese Erinnerung in einem recht derben, kategorisch burschikosen Ton abgefasst haben; kurz — Lenz lehnt es ab dem Wunsche des Freundes nachzugeben. „Er (Goethe) hat mich auf meinen Posten nicht hingestellt — fährt er zu Herder fort, — und ich kann nicht wider meine Consigne handeln, was auch Freund oder Feind dazu sagen mag. So viel weiss ich aber, dass Wieland mein Freund werden wird, wenn alles unter uns abgethan ist. Nur das letzte Wort darf ich ihn nicht behalten lassen, weil es nicht meine Sache ist, die ich treibe.

„Sobald der Streit nur mich angeht, werd ich zu schweigen wissen. Das kannst Du allenfalls auch Wieland selber sagen, und ihm das Schwert gegen mich in die Hand weisen. Nur schon er was heilig ist unter Göttern und Menschen, ich will nicht geschont sein.“

*) Die fertig gedruckten „*Wolken*“ vom Verleger.

**) Worin Vossens Almanach mit Lenzens durch den Herausgeber mit dem Namen Lenz unterzeichneten Epigrammen.

***) Dorer-Egloff a. a. O. S. 194.

Wir brauchen uns nur einige Zeilen jenes Briefes zu vergegenwärtigen, den um dieselbe Zeit (am 5. Januar 1776) Goethe als Anhang zu einem Briefe Wielands an Merck richtete *). „Nun cede majori! — hatte Wieland geschlossen — Göthe, ὁ πρῶτος, will auch ein paar Worte mit Ew. Liebden sprechen.“ Darunter sagt Goethe: „Ist mir auch sauwohl **) geworden, Dich in dem freiweg Humor zu sehen. — Ich treibs hier freilich toll genug und denk oft an Dich. — — Wirst hoffentlich bald vernehmen, dass ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiss und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage.“ — Bei anderer Gelegenheit werde ich noch Unbekanntes über den Spuck veröffentlichen, den man sich damals über Goethes tragikomisches Treiben am Hofe zu Weimar erzählte. Zum Ueberfluss bitte ich endlich noch den Brief zu lesen, welchen Merck am 19. Januar 1776 an Friedrich Nicolai ***) richtete. Der Ton des Goetheschen Briefes an Merck und Mercks Versuch Goethes Betragen bei Nicolai zu entschuldigen, werden zur Genüge die Wirkungslosigkeit Goethescher Insinuationen bei Lenz erklären, dem es gegenüber Wieland bitterböser Ernst war. — Die ebenso mannigfaltigen, als eindringlichen Vorstellungen, welche Lavater, Frau von La Roche, Schlosser, Goethe an Lenz richteten, konnten auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen, wie auch Goethe der vis major nach und nach hatte weichen müssen. „Lenz versöhnt sich Wieland nicht“ hatte Goethe der Frau von La Roche geschrieben, als er selbst schon halb entschlossen war den Vorstellungen Knebels und Sophiens und vor allem den eigenen inneren Erwägungen nachzugeben. — Der Kampf währte bei Lenz um so viel länger, als er sich im Vergleich zu Goethe heftiger, leidenschaftlicher gegen Wieland empört fühlte.

Da nun die Wolken bereits nicht nur dem Verleger übergeben, sondern zu jener Zeit auch schon nahezu fertig gedruckt waren, so stieg in Lenz der Gedanke auf Wieland gegen die Wolken in einer Gegenschrift auf gewissen Punkten zu vertheidigen, während er in anderen seinen Angriff aufrecht

*) K. Wagner, Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland etc. Darmstadt, 1835. S. 83.

**) Nämlich sauwohl am Hofe zu Weimar, es ist kein Druckfehler.

***) Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner, Merck, Leipzig, 1847. S. 191—192.

zu halten gedachte. Das Manuskript der „Vertheidigung“ scheint er schon im Januar Boien übermittlelt zu haben. Doch auch diese Hergänge will ich in den Worten Lenzens und seines Correspondenten vorzuführen versuchen.

Boie hatte den Andeutungen Lenzens folgend das Manuskript dem Verleger Helwing in Lemgo zur Veröffentlichung überantwortet.

Am 12. Februar empfängt Boie von Lenz folgende Zeilen: „Bester Freund! Eben jetzt erfahre ich von Me. la Roche, was ich noch nie gewusst, dass sie einen Sohn bei Wiel(and) im Hause gehabt. Ein Donnerschlag hätte mir nicht empfindlicher kommen können als eine Nachricht, die soviel Beziehung auf meine Pasquinade hat, denn ich wollte eher alles in der Welt als diese Frau, oder etwas das ihr angeht beleidigen oder kompromittiren.

„Können Sie es also auf irgend eine Art machen, dass die Wolken entweder garnicht, oder — wenn dies unmöglich ist — statt der deutschen Namen die griechischen aus dem Aristophanes: Strepsiadés und Psidippides (für Leopold Sauk etc.) gesetzt und die „Vertheidigung W(ielands) gegen die Wolken“ durchaus nicht an diese angehängt, sondern detachirt gedruckt werden als Palinodie nicht als prämeditirte versteckte Apologie derselben.

„Wie gesagt ich bin über diese Nachricht ausser mir, denn sie zertrümmert mein ganzes Projekt, das nichts weniger war als irgend eine Privatperson durch meine Possenreissereyen zu beleidigen, sondern nur W(ieland) aus seinen Schriften turlupiniren wollte.

„Wenn der Druck der Wolken ganz inhibirt werden kann, ich gebe was darum. Die Palinodie kann und muss deswegen doch in die Welt. Desto origineller ist sie. Man kann da zusetzen, der Verfasser habe den Druck der W(olken) verhindert und weil viele sie im Mskpt. gelesen, diess zu seiner Rechtfertigung geschrieben. Ich will nichts dafür.“

Am 15. Februar 1776 empfängt Boie einen Brief, in welchem Lenz zur Erlangung des Sekretariats am Stabe zu Hannover ihn beglückwünscht und der Hoffnung Ausdruck leiht er möge nun auch bald eine Gattin heimführen. „Mir — fährt er fort — wird diess Glück sobald nicht werden, denn zu jedem öffentlichen Amt bin ich durch meine Schwärmereyen verdorben.

Lassen sie sich diess Wort nicht schröcken. Ich kenne Herrn Wielands Unterscheid besser vielleicht als er, will aber lieber Schwärmer für die Tugend, als Enthusiast für das Schöne sein, so lang das Schöne sich mit der Tugend nicht vertragen kann. Sind die ersten Chymischen Operationen erst vorbey, so wollen wir auch schon sublimiren und ich hoffe mit ein wenig besseren Glück — aber das unter uns, es giebt Leute, wie Werther sagt, die das übel nehmen würden.

„Lassen Sie, ich bitte Sie, wo möglich die Wolken nicht drucken, wenigstens verändern Sie die deutschen Namen dagegen soll und muss (vergeben Sie dem Patrioten, Ihrem Freunde, den Ton) die Vertheidigung Wielands gedruckt werden, die seinen Hauptgesinnungen mehr schaden wird, als alle Anschuldigungen. Ich kenne mein Publikum und jetzt ist es Zeit. Wenn das Eisen ausgeglüht hat, fällt der Hammer zu spät.

„Lassen Sie sich durch keinen menschlich Rath davon abbringen, suchen Sie aber den Druck der Wolken zu hintertreiben (sollt es auch auf meine Kosten geschehen) wenn Sie mich und meyn Wohlseyn lieb haben.

„Kann es aber nicht mehr seyn, so ist's Schicklal und ich erbege mich darinnen. Nur die deutschen Namen, die Namen! und dass die Vertheidigung nicht angedruckt wird.“

Die Bedenken wuchsen in Lenz mit der Furcht die Wolken könnten dennoch durch Helwing an die Oeffentlichkeit gebracht werden. Kaum fünf Tage vergehen, so empfängt Boie am 20. Februar einen neuen Brief Lenzens: „Ich muss — schreibt dieser — Ihnen bekennen, dass ich sehr mit den Wolken gefehlt habe. Ich habe an hunderttausend Sachen nicht gedacht, die mir aus denselben auf ewig zur Last gelegt werden könnten und ich sehe jetzt nur zu sehr ein, wie gefährlich die Losung eines Alten einem Jüngling werden kann, der den Sturm der Leidenschaft im Busen hat. Seine Vernunft, die ihm alle Gegenstände beleuchtete, verdunkelt sich, er sieht sich und seinen Feind allein und die ganze Welt nimmt eine andere Gestalt vor ihm an.

„Wenn Sie noch mein Freund sind, Boje, wenn Sie noch Freund des Guten sind, das ich aus allen Kräften zu befördern wünsche, hindern Sie noch den Druck dieser Missgeburt meiner Galle. Warum musste ich doch in dem Augenblick überm Aristophanes sitzen, als Wiel(and) mich beleidigte. Wenn

sie gedruckt wird, wünsche ich nicht mehr zu leben. Nicht wegen der Gefahr der ich mich aussetze, sondern wegen des Guten das ich sonst ausrichten könnte und das sie auf ewig verhindert.

„Schreiben Sie mir auf das Geschwindeste Bester, o nun mein entscheidender Freund — ob das hintertrieben werden kann. Ich will gerne alle Kosten tragen. Und verzeihen Sie mir meine häufigen Briefe und wie ich Sie mit alle den Aufträgen misshandle. Ich hoffe das einmal gut zu machen.

„Und schicken Sie mir, ich bitte das Mskpt der Wolken zu, damit es in keine andere Hände durch Zufälle jemahls gerathen könne. Es verwölkt und umnebelt meine ganze Bestimmung, alle meine Entwürfe auf immer. Nichts desto weniger können und sollen die Blätter gedruckt werden, die den Wolken als Anhang bestimmt waren: sie sind fürtrefflich und für unsere Zeiten, für Wieland, für die Kunstrichter und das Publikum nothwendig. Mit denen biete ich allen Gefahren die meinem Namen daraus entstehen können, fröhlich Trotz, von meinem eignen Herzen gerechtfertigt. Wenn Sie doch Herrn Helwing bereden könnten die Wolken dagegen auszuwechseln und sie ungefähr mit folgenden Vorbericht drucken zu lassen: Der Verfasser dieser kleinen Schrift hatte mir ein Manuscript zugesandt, dessen Druck er aus wichtigen Gründen zu hintertreiben für gut fand. Da dieses Manuscript aber doch durch verschiedene Hände gegangen war, fürchtete er es könnte bei einigen seiner Leser nicht nur widrige Eindrücke gegen die darin vorkommenden Personen sondern auch wieder den Verfasser selbst, der in dem Augenblick als er's schrieb, seiner Einbildungskraft und seinen Leidenschaften Zügel anzulegen nicht im Stande war, zurückgelassen haben. Diese auszulöschen schrieb er folgende Vertheidigung der in der Wolken vorgestellten Personen und seiner selbst weil er einen Schritt, den er im Aristophanischen Spleen zu weit gethan auf keine andere Art gut zu machen wusste, um zugleich durch sein Exempel allen seinen jungen Landsleuten, die in ähnliche Umstände kommen könnten, einen Wink der Warnung zu hinterlassen.

„Ich bitte Sie um baldige Antwort Boje, weil eine mir sehr wichtige Reise davon abhängt. Unterdessen umarmt Sie auf's zärtlichste — L e n z.“

Zur Entschädigung für die Wolken hat Lenz ein anderes fertiges Manuskript ausgesucht. Am 19. Februar schreibt er Boien: „Hier haben Sie etwas, lieber Freund, das Sie unserm Hellwing für die unterdrückten Wolken anbieten können, die er denke ich nicht sehr bedauern wird. Ich habe deswegen mit einem andern Buchhändler in Unterhandlung gestanden, der sich über 10 neue Louisdor nicht mit mir einigen wollte, Herr Hellwing aber, als Freund soll es für den Dukaten den Bogen haben. Ich habe nicht Zeit gehabt, es abschreiben zu lassen, die kleinen Aenderungen aber, die ich in dem Ausdruck hie und da gemacht, sind deutlich genug als dass sie hoffentlich den Korrektor verwirren könnten. Für Druck und Papier lasse ich die Freundschaft sorgen. Ich wünschte es sobald als möglich gedruckt weil es schon in manchen Händen gewesen die sehr begierig auf die Bekanntmachung sind.

„Schreiben auch Sie mir Ihre Sensation. Ich umarme Sie vom ganzen Herzen und ganzer Seele.

„Die Wolken bitte mir doch zurück. Vielleicht komm ich noch dieses Jahr in Ihre Gegenden. Mein Name wird nicht genannt.“ — —

Die Handschrift der Wolken wünschte Lenz zu einem besonderen Zwecke erhalten zu sehn, über welchen uns eine im Nachlass des Dichters gefundene Aufzeichnung aufklärt.

Jener flüchtige Denkwort verbreitet zugleich über seine Gemüthsverfassung, seine Stellung zu Wieland, seine Zukunftspläne Licht. Obenan steht ein †, darunter ἐν τούτῳ νικῆσεις [in diesem Zeichen wirst Du siegen]. Er lautet:

„Hauptsächlich reisen, das Aeusserliche des Theaters zu studiren. Mir alle Theater abzeichnen, hernach Baukunst, Antike etc. Menschen und Physiognomik. Muss ich denn bloss gross seyn wenn Wind in meine Seegel bläst? Welche Ehre hab ich denn davon, das kann der Schurke auch. Aber dann Muth und Feuer und Stolz und Freude nicht zu verlieren, wenn ich bloss laviren, oft wol gar vor Anker liegen muss. — Man muss nicht nur an Gott glauben man muss auch auf seine Verheissungen zählen!“

[Das Folgende nicht ganz zu entziffern]

„Die Wolken sind Waffen, die ich behalten muss bis W(ieland) sich erst recht festgenistet und alle Pfeile seines

Hasses auf mich und meine kritischen Sachen, sammt allen Journalisten abgeschossen hat. Dann aus hellem Himmel ein Schlag, der sie all zu Grund richtet etc. .“ —

Am Freitag, den 23. Februar erschien im VIII. Stück der Strassburger Wochenschrift „der Bürgerfreund“ (S. 121—123) ein Gedicht, das wir theils als Anti-Wielandisches Erzeugniss, theils in der vielleicht nicht irrigen Voraussetzung hersetzen, es sei von Lenz im Sinne der neuen inneren Wandelung gedichtet worden:

Der Geschmack der Mädchen,
oder

Wirkungen der unschuldigen Poesie.

In einem Kreis von Grübchen in den Wangen,

Von Rosenlippen und beredten Augen,

Erhabnen Busen, weissen Händen,

Gelocktem Haar und perlenfarbnen Zähnen:

Mit einem Wort, in einem Kreis von Mädchen,

Las Polydor einst Verse vor.

Doch den Geschmack der Mädchen zu versuchen,

Las er zuerst aus einem unsrer Dichter *),

Den jeder Deutscher zehnmal lesen sollte;

Die Schönen merkten auf und Polydor fieng an:

„Alles Schöne (so hiess es) bekrönt die Schönheit der Seele,

Wann sie zum Quell der Schönheit, und Quell der Tugend hinauf steigt.

Ist in dem thauichten Land des Frühlings etwas so schönes,

In dem leuchtenden Auge des Abendsterns oder des Morgens,

Als die Freundschaft der Tugendhaften die Liebe der Brüder;

Als die ruhige Hoheit des abgesonderten Lebens,

Wo der Frieden mit seinem beständig blühenden Oelblatt

Eingang und Ausgang krönt; wo Unschuld und himmlische Liebe

Alle Tritte mit ihren untadlichen Flügeln bewahren?“

Die Mädchen stutzten bey des Liedes Anfang,

Diess hätten sie sich nicht vermuthet,

Doch die Geduld vergieng beym letzten Vers,

Sie riefen allzumal: Herr Polydor,

Ist das nicht welsch? Wer wird dies Zeug verstehen?

Sie sind so gut und schonen unser Ohr.

*) Klopstock. Anmerkung des Dichters.

Der Mann ist schlau. Er fürcht sie möchten gehen.
 Sie zu versöhnen zieht er bald
 Ein andres Blatt hervor und liesst mit lauter Stimme:

„Junge, frische Mädchen küssen,
 Zärtlich scherzend sich erfreuen,
 Heisst der Jahre Reiz geniessen,
 Heisst den Göttern ähnlich seyn.
 Phyllis, siehst Du jene Lauben,
 Komm, mein Kind, hier wollen wir
 Ihnen noch den Vorzug rauben,
 Hier werd ich ein Zevs mit dir.“

Herr Polydorus überzeugte,
 Die Mädchen liessen es in allen Minen sehn.
 Nicht eine kann dem Reiz des Liedes widerstehn.
 Wie schön, erhaben, göttlich, riefen sie
 Mit einem Mund zu wiederholten malen,
 Und alle stunden auf für seine Müh
 Mit einem Kuss den Dichter zu bezahlen
 Er sammelt stolz den Lohn der Weisheit ein,
 Und fieng itzt an ein Gott zu seyn.

Unterdessen waren bereits unmittelbare Beziehungen zwischen Lenz und Wieland angeknüpft worden und es dürfte fast vermuthet werden, dass auf Goethes Anregung der gutmüthige Wieland zuerst die Feder ergriffen habe um Lenz zu schreiben*), wenn nicht auf zwei Seiten eines Folioblattes mit korrekturloser eigenhändiger Schrift der Entwurf des ersten Briefes mir vorläge, den Lenz an Wieland richtete:

„Fast sollte selbst das Aeusserliche dieses Briefes Ihnen das unterscheidende und — wenn mein Blick nicht ganz trügt — nicht aber Ihnen unangenehme meines Karakters vor Ihre Augen bringen. Der innigsten Verehrung der Schönheit und

*) Am 26. Februar schreibt Pfenninger an Herder (aus Herders Nachlass, II. 158): „Vorgestern (also am 24. Februar) Sonntags, vernahmen wir durch Lenz, dass ihm Wieland geschrieben habe etc. — —“ da jedoch jeder Ausdruck gerechter Verwunderung über dieses Wunder in dem Briefe vermisst wird, so dürfte angenommen werden, dass ein unmittelbarer Briefverkehr schon in einem vorangegangenen Briefe engagirt worden sei. Kein Umstand redet gegen Lenzens Wahrhaftigkeit, hatte doch Wieland am 22. März dieselbe Mittheilung auch an Gleim gerichtet (Vergl. W. ausgewählte Briefe. III. 252—253).

ihrer Priester fähig zwingt mich aber diese Leidenschaft, die ich für sie trage, und die im eigentlichen Verstande die Leidenschaft des Liebhabers heissen kann, — eine meinem Gesicht widersprechende Maske, die Maske des kalten Philosophen vielleicht wohl gar des unorganisirten vorzunehmen: um den zufälligen Schaden der durch zu grosse Sonnenhitze entsteht, unwirksam zu machen, um Ihnen m(it) H(er)der) — meine mir heilige Pflanzen — den Boden zu säubern und einem neben dem andern Platz zu machen. Sie kennen sich zu sehr und ihr Publikum zu wenig, als dass Sie dieses Geschäft übernehmen könnten; wenn jemand dazu tüchtig seyn konnte musste ich es seyn, dessen eigene Kauderwelsche Gestalt ihn von aller Parteilichkeit und Eigennutz freyspricht.

„Glücklich möcht ich mein Vaterland gern sehen, glücklich durch Sie und Ihres gleichen; weh Ihnen wenn Sie das nicht auch wollen. Nur lassen Sie, der Sie der Imagination alles absprechen, sich nicht durch Ihre eigene zu schön gestimmte verleiten Gedichte, die entzücken, für Wahrheit zu halten, die nur wie sorgfältige Eltern mit Ernst und Strenge langsam und unmerklich beglücken kann und deren Dank nicht in dem Beyfall ihrer Zeitgenossen, sondern im Beyfall ihres eigenen Herzens liegt. Geben Sie uns den Dichter W. wieder, den wir durch unglückliche äussere Verhältnisse vielleicht des Alters und einiger Ihrer Zeitgenossen verloren zu haben schienen und lassen Sie denen Philosophen, die Sie zu schätzen und zu fühlen wissen Gerechtigkeit wiederfahren, wenn sie gleich oft die Leute, für die keine andere Kur da ist, lehren müssen auf allen Vieren zu gehen. Ebendiese sind es die Ihnen Ihr Publikum machen und Sie sollten durch Ihre lucianische Gabe zu spotten nicht den Undank gegen sie so weit treiben, dass es Ihnen am Ende selbst gefährlich wird. Einem Nervergebäu das nicht gespannt ist kann Cramer *) und Lulli **) Jahrhunderte lang vergnügen. Das ist

*) Lenz meint augenscheinlich den zu jener Zeit in seinem Glanze stehenden berühmten Violinvirtuosen Wilhelm Cramer, den Vater des 1771 geborenen Pianisten und Componisten Johann Baptist Cramer.

**) Giovanni Battista Lully, geboren zu Florenz 1633, war der Begründer der französischen Grossen Oper. Sohn eines verarmten Edelmannes, trat er zu Paris in Dienst als Küchenjunge bei der Prinzessin von Monpensier. Er lernte die Geige, erhielt eine Stelle in der „grande bande“ der Hofkapelle Ludwigs XIV., schrieb Musiken zu mehreren Molièreschen Stücken, in denen

eine Frage, ob ein heutiger Orpheus sich nicht lieber Höllenhunde und Furien zu Zuhörern wünschen wollte. Sie also da Sie so viel kaltes Blut haben, sehen Sie also einmal Ihren eigenen Werth und Ihr eigenes Interesse mit kaltem Blut an, setzen Sie sich unter unsern Gesichtspunkt und fragen Sie nun nicht als Künstler, sondern als Kunstliebhaber Ihr eigen Herz ob Sie nöthig haben zu Ihren aufgestellten Gemälden *ultra emptorem adducere*, *Pl(autus) Poen(ulus)*; ob Sie bey diesem Betragen nicht Ihnen Schaden gethan, ob Sie denen nicht Verbindlichkeit haben die Sie dieser Mühe überhoben und zugleich ihre Zuschauer in den Gesichtspunkt stellen wo sie bloss mit der stärkeren Phantasey das schöne Ganze Ihrer Productionen auffassen, nicht aber zu ihrem eigenen und der Kunst und des Geschmacks Verderben an einzelnen Theilen derselben hängen bleiben, die nur durch die üble Anwendung die man davon macht gefährlich werden.

„Ihr Freund und Diener.

„Dass das, was ich Ihnen hier sage nicht blosse Pralerey sond(ern) schon vollführte Handlungen sind, werden Sie nun bald öffentlich erfahren. Und sollen es ins künftige noch besser erfahren wenn —“

Aus Wielands Antwort auf diese eigenthümliche Lenzische Zuschrift ist — so viel bekannt — nur die oben wiedergegebene Nachricht über Herders Kommen nach Weimar auf uns gelangt. Jedenfalls scheint die Annahme nicht unzulässig, wohl aber aus dem obigen Briefe unterstützt, in Lenz den Verfasser auch jener Brochüre zu suchen, in der laut Bodmers Brief an Sulzer der „Abrahamide“ und die „Sympathien“ auf Kosten der „Musarion“, des „Idris“ und des „Amadis“ erhoben wurden.

Wielands Stellung wurde durch die Aussöhnung mit Goethe sofort eine andere, er näherte sich innerlich nun mehr auch Herder, Lavater und deren Genossen, entfremdete sich nach und nach mehreren Personen, die ihn bisher zu den Ihren

er zum Theil selbst als Possenreisser auftrat. Lully's damals berühmte Opern sind: *fêtes de l'Amour et de Bacchus* (1672), *Cadmus*, *Thésée*, *Atys*, *Bellerophon & Psyche*, *Phaëton*, *Armide*, mehrere Ballette und Kirchenmusiken; Lully starb 1687. Nur Rameau nahm es mit ihm auf. Gluck löste ihn nach hundert Jahren ab,

gezählt hatten, züchtigte im „Teutschen Merkur“ den Verfasser der gegen Lavater gerichteten Schrift über die Schwärmerey Leonhard Meister, welcher nach einem brieflichen Ausdruck Wielands mit glühendem Draht gepeitscht zu werden verdiente. „Nur zu gewiss ist es — antwortete Wieland auf einen empfindlichen Brief Meisters — dass wir uns, wie Sie bemerkten, an einander geirrt haben. Was für eine Gemeinschaft kann unter uns seyn, wenn wir in so wesentlichen Dingen als das, ob der Schnee schwarz oder weiss sey, von einander divergiren? — Ich bin Herders und Lavaters Freund und liebe den letzteren wie meine Augen und meine Seele; nicht auf Hörensagen, nicht in animam meiner Freunde Goethe, Stollberg, Lindau u. s. w. sondern aus innigstem Gefühl in hellster Ueberzeugung. Nun sagen Sie selbst ob Gemeinschaft zwischen mir und dem Verfasser der Schrift über die Schwärmerey möglich ist? Leben Sie wohl, lieber Herr Professor, und bemühen Sie sich nicht mir zu antworten.“

Wie Lenz endlich wirklich nach Weimar gelangte gehört nicht weiter hierher. Zur Charakteristik der Scene seines ersten Begegnens mit Wieland genügt die Anführung der Worte, die er — nach Wielands eigenem Bericht —, bei der ersten Begrüssung ausrief: „Sind Sie Wieland? — Ich dachte Sie mir mit Hörnern, Krallen, dem Pferdefuss *).

Ob Lenzens Versöhnung mit Wieland eine ehrliche war? — Dem Zweifler übergebe ich einen Brief Kaisers an Lenz, vom 3. März 1776, der die Niederschlagung auch des drohenden Nachdruckes der „Wolken“ verkündet. Lenz hatte ein Manuskript geopfert um den übereifrigen Freund zu beschwichtigen und seinem Anverlangen freundlich zu stimmen: „Ich habe deine Manuskripte — schreibt Kaiser — ewig lieber Freund, durch Schlosser erhalten und was kann und darf ich sagen? wie will ich was sagen? Du willst mir die Sachen schenken, mir das Glück das ich noch vor einem Jahr kaum wähen durfte — das Glück dein Freund zu seyn, vor der Welt mich nennen zu dürfen? — Herausgeber deiner Sachen —

*) Dr. Dumpf im „Pandaemonium Germanicum,“ S. 11.
Anmerk.

Wahrlich, wahrlich ich muss schweigen! Ich kann nichts sagen — fühle mich! — Du weisst theurer wie du in meinem Herzen stehst, aber darf, kann ich das wollen, dass du mir die Sachen giebst?

„Die Wolken sind unterdrückt. Verlass Dich auf mein Blut, wenn's nöthig ist's Dein! Diese „flüchtige Aufsätze“ hab ich noch auf Ostern herauszubringen. Doch allenfalls schreib mir wer dir Anträge gethan hat, wenn ja mein Buchhändler Mäuse machen sollte.“

Weiter unten heisst es endlich: „Die Vertheidigung der Wolken wird hier unter uns circuliren. Schlosser schrieb darunter: „Helas tais toi Jean Jaq. ils ne t'entendront pas —“ und das ist herrlich! — —“

Am 8. März theilt Boie aus Hannover unserem Lenz mit: „Helwing hat mir endlich, zwar ziemlich verdrüsslich und unzufrieden, aber doch geschrieben, dass er die „Wolken“ unterdrücken will. Der erste Bogen der „Vertheidigung“ war gedruckt. Auch der muss umgedruckt werden. Er verlangt 29 $\frac{1}{2}$ Rthl., so viel ihm Druck und Papier gekostet, zur Entschädigung. Das soll ich aber schon geben. Wenn er die Vertheidigung, für die ich, wie für die „Wolken“ einen Duk. für den Bogen gefordert hatte, nun umsonst erhält, und für das Schauspiel nur 1 Duk. bezahlt, wird er sich schon zufrieden geben. Ich hab ihm geschrieben, der V. bekäme sonst 4. Ich habe die „Wolken“ gedruckt, und würde sie Ihnen schicken, wenn ich nicht das Postgeld schonte. Die andern Exemplare sind versiegelt und H(elwing) hat mir sein Wort gegeben, dass niemand sie gelesen hat, noch lesen soll. Auch mein heiliges Wort geb ich Ihnen hier. Doch dünkt ich Z(immermann) dem Sie selbst davon geschrieben haben, könnte sie wohl lesen.

„Nach dem was er mir gesagt, fürcht ich nur, dass sie durch die genomene Abschrift bekannt werden, und da wär's doppelt übel Stella hab ich endlich! Welch ein Stück! Welch ein Zauberer dieser Goethe! Ich hab auch versucht, auch gedichtet, seitdem ich euch beyde kenne, lese, fühle, ihn und Dich, Du zweyter Zauberer! nichts mehr versucht!“

Am 16. März empfängt Boie einen vielleicht um den 7. geschriebenen Brief Lenzens. „Ich danke Ihnen, schreibt

unser Dichter, lieber wahrer warmer Freund! für alle Ihre freundschaftlichen, soll ich lieber sagen, patriotischen Mühwaltungen. Alles ist gegangen wie ich's wünschte und das, weil das Geschäft Ihnen anvertraut war. Lassen Sie die abgedruckten Exemplare alle zu sich kommen, und heben Sie sie sorgfältiger als Schiesspulver auf*) — bis ich Ihnen sage was damit anzufangen. Ein's möcht ich doch zur Probe haben, mehrere Vertheidigungen aber halte ich mir ja aus. Der Verlust kränkt mich nicht, so beträchtlich er für einen Poeten ist. Und nun nehmen Sie nochmals meinen Dank und meinen Kuss und meine Umarmung für das Vollziehenhelfen einer Sache deren Folgen ich alle zu rechter Zeit zu benutzen wissen werde.

„Jetzt will ich Ihnen gestehen, dass dem armen Hellwing ohnehin bei den Wolken ein Nachdruck würde zuvorgeeilt seyn, den ich mit allen Kräften die ich anwandte nicht würde haben verhindern können. Es hatte Jemand durch die dritte Hand das Manuskript bekommen, eine Abschrift davon genommen und schrieb mir er würde es drucken lassen, ich möcht's erlauben oder nicht.

„Jetzt ist auch das durch eine Aufopferung verhindert.“

Lenz ist noch nicht zur Ruhe zu bringen.

„Könnte ich auf das möglichst geschwindeste, schreibt er an Boie den 11. März, ein Exemplar der Vertheidigung W. sobald es schwarz auf weiss ist (oder vielmehr einige) bekommen, ich bin ihrer höchst bedürftig, besonders da ich Wielanden selber davon geschrieben**) und ihn von der Wahrheit meiner guten Gesinnung gegen ihn überzeugen möchte.

„Die Wolken sind doch schon so gut als vernichtet worden? Ich stütze mich auf Ihr Wort.

„Wollten Sie allenfalls sich selber die Mühe nehmen Herrn Wieland ein Paar Vertheidigungen ohne Namen und Ort zuzuschicken, damit er sie desto eher bekommt und sein Misstrauen gegen uns entwaffnet wird.“

*) Am Rande: „Kein Mensch darf sie zu Augen bekommen, oder unsere Freundschaft ist todt.“

Vergl. Boies Brief an Lenz vom 22. März.

**) Muthmasslich der oben S. 83 ff. mitgetheilte Brief: „Fast sollte selbst das Aeusserliche dieses Briefes etc. — — —“

Am 22. März schreibt Boie abermals aus Hannover an Lenz: „Ich freue mich nicht wenig, dass Sie mit der Art zufrieden sind, wie ichs gemacht habe. Auch Ihr Manuskript habe ich wieder, ich will's aber nicht so auf die Post geben, um Ihnen nicht unnöthige Kosten zu machen, es liegt versiegelt da; sobald Sie mir schreiben, liegt's im Feuer. Ich schicke Ihnen das Exemplar der „*Wolken*“, das ich habe, und die Vertheidigung noch unkorrigirt, wie er sie mir geschickt. Auch die hat wieder umgedruckt werden müssen, wie Sie aus meinem letzten Briefe sehen werden, den ich der Seltenheit halber beylege, und mir wieder ausbitte, weil er bey den Akten bleiben muss. Sie sehen, dass er Goethen noch immer für den Verf. der *W.* hält. Vor der Messe muss ich ihm seinen Irrthum benehmen. Aber, wie kann ich, ohne Sie zu verrathen? Dass Hr. Zimmermann den Abdruck der *W.* gesehen, werden Sie nun auch aus seinem Briefe wissen, und können nichts dawider haben, eben so wenig, als Sie 's ihm verdenken werden, dass er mir die Soldaten gezeigt.“ — — —

„Soweit hatte ich geschrieben — fährt Boie auf der zweyten Quartseite fort — als ich Ihren Brief vom 11. März erhielt. Lieber Freund, sobald Abdrücke der Vertheidigung fertig sind, schick ich sie Ihnen, Helw(ing) schreib ich ebenso geschwind zwei Exemplare an Wieland zu senden.“

„Ich höre — lesen wir in einem Briefe Herders an Lenz — dass die *Wolken* nicht gedruckt oder unterdrückt werden sollen; gut, aber ich wollt doch ein Exemplar haben. — — Sei frohen Herzens, wie es auch gehe; genug du hast sie nicht herauswollen und deine Pflicht ist erfüllt. Das Uebrige ist ein Schicksal. — — Dass die „*Wolken*“ Dein sind weiss hier niemand. Das Gerücht geht, es sei Goethe.“

„Die *Wolken* dürfen nicht eher als nach meinem Tode ans Licht kommen — antwortete Lenz von Mercks Schreibtisch aus Darmstadt. — Es sind wahre *Wolken* voll Schnee und Hagel, die Gott wegwehte. Der Anfang wird Dir besser gefallen, und den sollst du haben. Grüsse Zimmermann. Solltest Du ein Exemplar der „*Wolken*“ selber zu Händen bekommen, so halt es unter sieben Siegeln. Sie könnten mir alles verderben, was ich thun will, kann, werde. Deinem Weibe Heil!! Es ist mir Last der Verzweiflung, wenn man meine „*Wolken*“ Goethen auf den Rücken schieben wollte, Er weiss nicht einmal, dass

ich die Idee gehabt, welche zu schreiben. Ueberhaupt stehe ich allein.“

In den letzten Tagen des März-Monats trifft endlich Lenz in Weimar ein, von wo aus er am 1. April an den Buchhändler Reiher nach Leipzig und unter anderen Freunden auch Kaiser nach Zürich schreibt, der ihm von dort aus erwiedert: „Du lieber Br. würdest mir höchlichst Unrecht thun, wenn Du mich zu einer Klasse von Menschen rechnen wolltest, die so immer in den Tag hineindenken und handeln ohne sich durch sichtbarliche Zeichen und Wunder eines anderen belehren zu lassen, d. i. Ich habe längst über gewisse Dinge ganz anders gedacht — und Dein Zettel aus Weimar trifft mich nicht, so lieb er mir übrigens aus Deinen freundlichen Händen und als Andenken ist.“

„Die „Wolk(en)“ *) warten auf Gelegenheit um wie Du verlangst nach Strassburg zu gehen. Im übrigen l. L. lass mich nicht lang schwazzen, sondern traue mir! Sey ohne alle Sorgen wenn ich was sage, so thu ich's auch! Auch wäre es brav wenn Du schreibst wie Dir's sonst zu Sinn ist. Ob Du bleibst wo wir glauben — und dass wir Dich also nicht nach Zürich bekommen, wo einige Deiner harrten, und Dich wahrlich mit Liebe hoch gehoben hätten. Auch gut so!“

Am 26. April empfängt Boie von Lenz die bestimmte Ordre „Vernichten Sie die „Wolken,“ Boie und wenn Sie ein oder zwey Exemplare übrig behalten, so lassen Sie sie keinem menschlichen Geschöpf zu Augen kommen, weil sie mir zur Schande gereichen. — Ich bin hier unendlich wohl. Die vorzüglichste Gnade des Hofes und die Freundschaft so vieler herrlichen Geschöpfe Gottes beisammen machen mich in einem gewissen Grade seelig, den nur mein eigen Herz mir verderben kann.“ — Worauf am 20. April Boie antwortet: „Ich schicke Ihnen die Abhandlung oder Vertheidigung und die Komödie. **) — Die „Wolken“ sind vernichtet! Ich selbst habe nicht mal einen Abdruck. Von diesen beiden (Vertheidigung und Komödie) hab ich Hr. Zimmermann, der sich Ihnen empfiehlt, ein Exemplar gegeben. — — — Von der Vertheidigung ist mir kein Exemplar an W(ieland) gegangen.“

*) Die nicht zu druckende Handschrift.

**) Die Freunde machen den Philosophen. Eine Komödie. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1776. 8.^o 88 S.

Der Leser wird sich erinnern, dass diese Exemplare der Verleger besorgen sollte. Nun schreibt am 24. April Helwing an Boie: „Senden Sie selbst auf eine beliebige Art die Vertheidigung an Wieland ab. Es ist mir nicht möglich.“ Aus dem Briefe ist mit zweifelloser Deutlichkeit nicht zu ersehen, ob er die zwei Exemplare der Vertheidigung dem Briefe beifügt. Wir aber wissen, dass bis auf die erwähnten zwei alle Exemplare bei Boie vernichtet worden sind, so dass Lenzens am 30. April geschriebener Brief Boie beruhigen kann: „Haben Sie doch die Güte bester Freund Hellwing zu kontramandiren, das er keine Exemplare der Vertheidigung Wielanden zuschicke. Sie würden ihn nur beunruhigen, und ich habe den Mann zu lieb, ihm nicht alles zu erspahren was seine ruhige Dichterexistenz, die er gewiss verdient wenn sie ein Mensch auf Erden verdienen kann, unterbrechen könnte. Ich wünsche allen meinen Freunden, dass sie diesen Mann kennen lernten, wie ich ihn kenne und ihn liebten in dem Grade als er's werth ist, sie würden sich dabey sehr wohl befinden.“

Schon am 10. Mai berichtet Wieland in einem Briefe an Jacobi *) von dem „guten Jungen“ Lenz, der alle Tage regelmässig seinen dummen Streich macht, und sich dann darüber wundert, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat. Diese „dummen Streiche“ gingen aus Lenzens originellem Genie ganz unwillkürlich, gegen seine Absicht was anstössiges zu begehen, hervor. „Lenz hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton“ hatte Goethe schon am 15. September 1774 geurtheilt **). Er hatte vielmehr den besten Willen alles zu vermeiden, was ihm oder anderen hätte Unannehmlichkeit bereiten können. „Das letzte Wort — schreibt er an Boie am 12. Mai aus Weimar — dass ich Ihnen sowohl als Ihrem Freund Hellwig dem ich diess zuzuschicken bitte über die Wolken schreibe, dass Sie, wenn nicht wie ich's verlange und wie mir's ist versprochen worden, alle noch daseyende Exemplare verbrannt worden, niemand grösseren Schaden thun als sich selber. Zu geschweigen dass bloss unter diesen Bedingungen Strephon der mir sonst unter 20 Louisdor nicht feil gewesen wäre Ihnen überlassen worden ist, so erkenne ich weder die Wolken noch die Vertheidigung derselben

*) Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel, Leipzig Fleischer, 1825. I. 242.

**) Vergl. S. 41 dieser Blätter.

für meine Arbeit und nur mente captus könnte sie Goethen zuschreiben der in seinen gegenwärtigen Verhältnissen sie verabscheuen würde wenn er sie sähe. Sie würden also nur dienen den Herausgeber völlig zu dekreditiren der alles auf seine Hörner nehmen müsste und zwischen mir und ihm eine ewige und unwiederherzustellende Entfernung zu veranlassen, die mich nöthigte mich öffentlich als seinen Feind zu erklären und alle meine Kräfte aufzubieten ihm in mehr als einer Rücksicht ein solches Verfahren reu zu machen. Welches mir nicht schwer fallen soll.

„Sie bekommen von nun an lieber Freund eher keine Sylbe von mir als bis ich über die Wolken und ihre Verth. völlig beruhigt von Ihnen bin. Wo sie ein Mensch zu sehen kriegt, so weiss ich was ich thue.“

Dass solch ein Verdacht und Vorwurf Boie verletzen musste, der in uneigennützigster Weise Zeit und Mühe seinem Correspondenten geopfert hatte, ist begreiflich.

„Ich war in Begriff — antwortet Boie am 19. Mai — Ihnen zu schreiben, und Ihnen das zu schicken, worum Sie mich gebeten hatten, als ich Ihren Brief vom 12. erhielt. Diesen Brief von Ihnen an mich! — wo mir was in meinem Leben unerwartet gewesen ist, so war's dieser Brief. Ich habe gewartet, bis ich kalt geworden bin, und will Ihnen nun auch von meiner Seite das letzte Wort in dieser Sache sagen, die mir wahrlich! von Anfang keine Freude gemacht hat. Was hab ich davon gehabt? Mühe, Kosten, Verdruss, Plackerey! Und warum? Weil ich Sie schätzte, Sie liebte! Es war Uebereilung von mir, von Einer Seite nicht zu verzeihende Uebereilung, dass ich mich mit den W(olken) einliess. Hernach hab ich mir nichts mehr vorzuwerfen. Wenn Sie in irgend einem Vorfall des Lebens einen treuern, wärmern, uneigennützigern Freund finden, so wünsch ich Ihnen Glück. Mich hat mein Herz wieder zu weit geführt. Ich will's künftig fester halten.

„Mein Freund Helwing, wenn Sie wollen (aber nur durch Sie mein Freund denn vorher kannt ich ihn nicht) ist ein ehrlicher Mann, und Sie haben von seiner Seite nichts zu befürchten, obgleich die gedruckten Exemplare der W(olken) noch nicht in meinen Händen, und folglich noch nicht verbrannt sind. H(elwing) ist ein wohlhabender Mann, der um eines kleinen Vortheils willen sein Wort nicht brechen wird, dabey bin ich ganz rubig. Hier

sind seine Briefe. Wenn ich vorausgesehen hätte, was nun geschieht, so hätt ich auch Abschriften von den meinigen genommen, und sie ohne ein Wort weiter beygelegt. Bey kältern Blute würden Sie sich allein daraus Ihres Verdachts geschämt haben. Ich hab Ihnen längst geschrieben, dass er G(oethe) für den V(erfasser) hielt, aber Sie haben nie darauf geantwortet. Das G(oethe) im Messkatalogus als V(erfasser) der Komödie genannt ist, hat mich wie Sie bestürzt und geärgert. Wenn ich nicht endlich Sie ihm genannt hätte, hätte H(elwing) ihn auch auf dem Titel als Verfasser genannt. — Ich hatte H(elwing) geschrieben, mir die Exemplare der W(olken) vor der Messe hierher zu schicken. Er war abgereist eh ich's wusste, und wir müssen nun warten bis er von der Messe zurückkommt. Da soll er sie mir gleich schicken, und sie sollen unter meinen und Z(immermann)s Augen verbrannt werden, ohne dass ein Exemplar übrig bleibe. Ich habe mich wohl gehütet, H(elwing) Ihren Brief zu schicken, da er noch das Schwert in Händen hat. Er möchte nicht so kalt seyn können wie ich. Dass ich nicht mehr von ihm habe bekommen können, ist mir leyd genug. Aber kann ich die Buchhändler uneigennütziger machen? Ich habe versprochen, dass ich mehr zu erhalten suchen würde, wenn ich ihn hier sähe, und das Versprechen halt ich, wie das erste, dass ich nicht eher ruhen will, als bis die Exemplare verbrannt sind, die Sache mag eine Wendung nehmen, welche sie will. Sie können mich sogar angreifen, wenn Sie wollen, und desswegen soll doch keiner durch mich die W(olken) zu sehen bekommen, wie sie keiner gesehn hat, als Z(immermann) der vorher davon wusste. Ihre Drohungen will ich vergessen. Es schmerzt mich nur, dass Sie sie gegen mich brauchen konnten. Ich habe keinen litterarischen Ruhm zu verlieren; also bin ich gleichgültig dabey. Das Bewusstseyn als ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, können Sie nicht, kann mir keiner rauben.“

„Ihre Empfindlichkeit — erwiedert hierauf Lenz ohne Datum — über meinen letzten Brief ist mir ein schätzbares Zeichen Ihrer Freundschaft, ich musste aber Ihrem Freunde Hellwig, dem er bestimmt war, ernstlich weisen, wie nahe mir die Sache lag. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir die noch hoffentlich nicht verkauften Exemplare der Vertheidigung zuschicken, die Exemplare der Wolken aber in Zimmermanns Gegenwart verbrennen. Dafür verspreche ich Ihnen

einige Beyträge in Ihr Musäum unentgeltlich und habe auch Schlossern geschrieben Ihnen ein Drama von mir „der Engländer“ das hier sehr goutirt worden, für 4 Louisdor zu überlassen. Weniger fordern kann ich nicht, da ich in Hamburg für die Vorstellung allein 100 *R* erhalten und es mir sodann doch freystehen würde es einem Verleger zu verhandeln.

„Ich verlange nichts weiter für den Strephon als den Pack (nebst einer Zulage der erbethenen Nachrichten, um die ich nochmals sehr bitte) den Sie nur an Goethen adressiren, da ich bald von hier aufs Land gehe. Vergessen Sie alles Vergangene und bleiben mein Freund.“

(Am Rande:) „Sagen Sie Hellwigen doch dass er ein sehr braver Mann ist. Nur soll er bedenken, dass auch er einen Mann wie Wieland zu menagiren habe, über den man nicht anders als deräonniren kann, so lange man ihn nicht gesehen.“

Aus den Lenz-Papieren habe ich hier auch einen undatirten Brief an Zimmermann, aus welchem hervorgeht dass dieser unserem Dichter gerathen habe durch Boie Druck auf den Verleger Helwing zu üben: — — „Ich habe auf Ihren nur gar zu gegründeten Rath an Hellwing durch unsern Freund Boie geschrieben dem ich mich gütigst sehr zu empfehlen und ihm für die Mittheilung der Komödien seines Freunds Ma^thei und des Herrn von Holzschuh zu danken bitte, und mir die Bekanntmachung der „Wolken“ sowohl als ihrer „Vertheidigung“ sehr ernsthaft verbitte, hoffe auch dass dieser gute Mann Hellwing Wort zu halten nicht für eine Sache halten wird, der ein Mensch auf der Welt sich überheben könne, besonders sobald er handelt und in Verhältnissen steht. Zu dem habe in der Vertheidigung Druckfehler gefunden, die dem ganzen Dinge ein schiefes und hässliches Ansehen geben, statt „gefällig,“ gewiss ich müsse selbst gefühllos seyn wenn ich die Bekanntmachung einer so nachtheiligen Vertheidigung W(ielands) ertragen könnte. Statt N. ist I. und andere dergleichen Späsge, die mir den ganzen Zweck der Schrift verderben, die überhaupt bey unsrer gegenwärtigen Lage wenig Wirkung thun wird.“

Am 17. Juni antwortet endlich Boie auf Lenzens letzte entschuldigende Zuschrift in dieser Sache: „— — H(elwing) hat mir noch nicht geantwortet, aber seyn Sie ruhig. Sobald ich Antwort habe, schick ich sie Ihnen gleich zu, wenn ich auch nicht dabei sollte schreiben können.“ Im Juni sendet auch

Kaiser die Abschrift der „*Wolken*“ an Lenz. Wir wissen nicht wann oder ob jemals dieses oder das Boiesche Exemplar in Lenzens Besitz zurückgelangt ist. Von den gedruckten Exemplaren scheint keines auf uns gekommen zu sein. Ausser demjenigen, was wir über die auftretende Person aus einem Briefe an Boie erfahren haben, ist folgende kurze Angabe das Einzige was unter Lenzens Papieren über die Farce auf uns gekommen ist. Auf einem Queroktav-Blättchen vermerkt der Dichter augenscheinlich den ersten Einfall zur Erinnerung und Ausführung. Der erste Satz führt den Leser vor die Scene, der zweite bestimmt das Thema.

„Die *Wolken*. Mahler Girard der zu W(ieland) kommt weil er gehört hat er sey ein erleuchteter Mann und Sokrates. Der rekommandirt ihm um ihm die schwarze Gall zu vertreiben Bokkatz. Dieser meynt es sey Gogotzky bringt das Buch nach Hause — zerreisst's — geht herum, setzt sich — ist mir doch in meinem Leben nicht so zu Muth gewesen.

„Thema. Wie(land), der den Sokrates machen will zu dem allerley Leute kommen und sich Rath's über ihr Seelenanliegen erholen. Sitzt der Esel da in der Löwenhaut.

„Sehr ernsthaft das ganze drin dass man die Ironie nicht merke.“

Mit einem undatirten Briefe an Zimmermann sendet Lenz aus Berka das Manuskript des Gedichts „*An Wieland*. Auf dem Lande unweit W(eimar).“

„Darf ich Sie bitten — heisst es unter anderem in jenem Briefe — sich gegenwärtiges Gedichtes bei unserem Freunde Boie anzunehmen das hoffentlich die Aergernisse, die ich dem Publikum in Ansehung Wielands gegeben, wieder gut machen und denen Beherzigungen selbst die mich gezwungen über die Schnur zu hauen und die ich in der Vertheidigung dargelegt, mehr Gewicht geben wird. Sie als ein erfahrener Steuermann auf den Wogen desselben sowohl bey Sturm als Windstille, müssen mich aufs halbe Wort verstehen.

„Ich hoffe zu Herrn Bojens Geschmack, er werde der zwey Noten halben die das ganze Stück bey einer gewissen Gattung Leser — an denen ihm bey seinem Musäum doch am meisten gelegen seyn muss — am meisten heben werden, keinen Anstand nehmen es einzurücken.

„Die letzte scheint mir wegen einer gewissen Gattung neuer Schriftsteller die mit Wielands Manier wahre Abgeschmacktheiten sagen (so wie denn heut zu Tage jeder Mann von Werth seine Affen hat die sich dabey unvergleichlich befinden, derweil er die schwere Noth kriegen möchte und das Publikum wie ein Betrunkener nicht weiss hinter wen es taumeln soll) mehr als zu nöthig, doch kann es Herr B(oje) darüber nach seinem Gutbefinden halten. Mich deucht er thut sich durch allzuviele Circumspektion Schaden, sobald es Sachen gilt, worauf was ankommt. Gerade da ist die grösste Vorsicht oft die höchste Unvorsichtigkeit.

„Doch bitte ich vor allen Dingen Freund B(oje) wenn ers ins Museum rückt, den Corректор anzuhaltten dass ja kein Druckfehler unterschleiche. So bin ich neulich erschrocken über gewisse Sachen besonders Verse die in der Schweiz von mir herausgekommen *) sind, die ich kaum selbst verstand, geschweige wiedererkannte.“

Dasselbe Gedicht gelangte durch spätere Einsendung auch in Jacobis „Iris,“ in deren Band VII. Stück I. S. 524—530 es mit einer einleitenden Anmerkng des Herausgebers gedruckt wurde. In Bojes Museum aber finden wir das Gedicht im Jahrgang 1776 Heft XII. S. 1099—1102 unter der Ueberschrift „Epistel eines Einsiedlers an Wieland“ mit dem Namen Lenz unterzeichnet, jedoch in beiden Zeitschriften ohne die beigefügten Anmerkungen. Mit dieser poetischen Epistel aber findet die Sturmfluth gegen Wieland und die derselben folgende Ebbe auch ihren äussern Abschluss.

J. R. M. Lenzens Tod.

In der Anmerkung 105 S. 80 wird Tieck durch Herrn Falck vorgeworfen, er habe Lenz „bald nach 1780“ sterben lassen. Falck verlangt also genauere Data, die man Tieck trotz dessen Bitte um biographisches Material nicht übermittelt hatte. Im Jahre 1828 lagen die biographischen Sachen sämmtlich noch in Dumpfs Händen, der allein Auskunft hätte geben können. Tieck hatte in Moskau keinen Correspondenten, der ihm durch Nachforschungen an Ort und Stelle hätte behülflich werden können. Nicht einmal

*) Petrarch — ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen. 1776.

für Dumpf lassen sich unmittelbare Erkundigungen in Moskau nachweisen, obgleich zu seiner Zeit reichere und genauere Nachweise hätten beschafft werden können, als ein halbes Jahrhundert später. Tieck musste wohl oder übel aus den Quellen schöpfen, welche einzig im Herzen Deutschlands ihm zu Gebote standen.

Herr Falck will nun mit Zuverlässigkeit festgestellt haben, dass Lenz — nicht wie Fechner da und da angebt am 23. Mai, auch nicht wie Jerzembzky drucken liess am 24. Mai — sondern „in der Nacht vom 23. zum 24. Mai“ gestorben sei; und bleibt bei dieser für das Leben, den Charakter und die Leistungen des Dichters so unwichtigen, von ihm aber mit soviel Wichtigkeit verkündeten Entdeckung den Beweis schuldig.

Ebenso werden alle Belege darüber vorenthalten, dass Lenz auf einem Edelhofe bei Moskau und nicht auf einem städtischen Gottesacker begraben worden sei, was doch von einiger Bedeutung zur Kenntniss der letzten Lebensjahre des Unglücklichen werden könnte. Im Jahre 1863 erfuhren die Leser des Feuilletons der „Rig. Zeitung“ Nr. 134, dass „der Dichter Michael Reinhold Lenz — — — nachdem er in der Familie Gontscharow Hauslehrer gewesen, 42 Jahre alt am 24. Mai 1792 in Elend und Wahnsinn endete — — Wie man hier erzählt starb Lenz (fast unbekleidet) auf der Strasse.“ „Er ist in Marienhain bei Moskau, auf einem dem Grafen Scheremetjew gehörigen Platze beerdigt.“ Das Grab war bis dahin trotz alles Suchens nicht wieder ermittelt worden, weil — wie der Berichterstatter vermuthet — Lenz wohl überhaupt keinen Stein gehabt haben werde.

Ich wandte mich sofort an Dr. Völkel*), den Verfasser des obenangeführten Artikels, mit der Bitte um gefällige Mittheilung alles dessen, was ihm an Nachrichten über Lenz zugegangen, in dem oben erwähnten Feuilletonartikel aber nicht hatte verwerthet werden können. Dr. Völkel theilte mir Folgendes mit: „Bis 1770 fliessen die Quellen (zur Geschichte der St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau) reichlicher, einige sind in meinen Artikeln angedeutet; aber um diese Zeit hören die officiellen Actenstücke über Kirchensachen auf, welche im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Moskau sich befinden; auch Büsching**) und

*) Dr. J. K. Völkel, Lector für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Moskau.

**) A. F. Büsching: Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinden im russischen Reiche. Altona 1766—67. 2 Bde.

Grot*) verlassen uns hier. Die Kirchenbücher und Papiere der P. P. Gemeinde sind 1812 sämmtlich verbrannt. Gerade also die Zeit, in welcher Lenz in Moskau gelebt hat, bleibt ohne historisch-beglaubigte Nachrichten und würde von nun an in undurchdringlichem Dunkel liegen, wenn ich nicht die einzigen apokryphischen Notizen gerettet hätte. Ich schöpfte dieselben aus Privatnachrichten, von Personen, welche theils die genauesten Kenntnisse dieses Zeitraums haben konnten, theils Zeitgenossen des Unglücklichen waren.

„Dieser Personen gab es drei. Die erste war mein Schwiegervater Friedrich Göring, der von 1805—1811 Adjunkt des Propstes Heidecke, von 1811—1841 Pastor der P. P. Kirche und zuletzt Consistorialrath war, den Verlust der Kirche durch den allgemeinen Brand und ihren Neubau erlebte, seit 1814 zu seinem eigenen Gebrauch viele Nachrichten und Documente dem Papier anvertraute, die er selbst im Gedächtniss hatte oder von älteren Mitgliedern seiner Gemeinde erfuhr. Er starb 1846. Diese Papiere habe ich oft in Händen gehabt und gelesen, aber auf ausdrücklichen Wunsch des Sterbenden aus besonderen Gründen, zu meinem grossen Leidwesen, vor ihm verbrennen müssen.

„Meine zweite, noch viel wichtigere Quelle war die lebende, wandelnde Chronik der Gemeinde, der Titulairrath und Lehrer am Findelhause Johann Heinemeyer. Er kam 1790 nach Moskau und starb 1853. Er war 1770 in Lübeck geboren und im dortigen Waisenhaus erzogen. Heinemeyer hatte ein ausserordentliches Gedächtniss für Namen und Zahlen und erzählte gern von der Zeit „„vor den Franzosen““.

„Was er wusste, erzählte er mit der grössten Genauigkeit und steter Uebereinstimmung wohl hundertmal, so dass jedes seiner Worte von der ganzen Colonie für authentisch gehalten wurde. Da ich mich für den Dränger und Stürmer Lenz sehr interessirte, so befragte ich meinen alten Freund oft über ihn, denn er hatte ihn persönlich gesehen und gesprochen, erinnerte sich sehr lebhaft der Todesart desselben und wurde später mit der Familie Gontscharoff bekannt, in welcher Lenz einige Zeit „„Hofmeister““ gewesen war.

*) J. C. Grot: Beitrag zur Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirchen Russlands. Mitau und Hasenpoth 1772.

„Meine dritte Quelle hätte ergiebiger sein können. Es war dies der Universitätsbuchhändler Christian Rüdiger, das älteste Mitglied der Gemeinde, der schon 1780 in Moskau war, 1810 Bankrott machte, zuletzt im Armenhause unterhalten wurde und dort 1856, über 100 Jahr alt, schwachsinnig starb. Er wurde 1787 der Verleger einer Schrift von Lenz, nämlich der „Uebersicht des Russischen Reiches nach seiner gegenwärtigen neu eingerichteten Verfassung neu aufgesetzt von Sergej Pleschtschejeff — (in H. Kurz Literaturgeschichte steht: Pugatscheff!) — aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz.“

„Diese Männer stimmten immer und vollkommen in dem überein, was über Lenz in der Rigaschen Zeitung, wenn auch zu kurz, berichtet steht. Ich wollte diese Nachrichten wenigstens nicht verloren gehen lassen. Ueber die drei Punkte, welche Sie, Hochgeehrtester Herr, beantwortet wissen wollen, theile ich Nachfolgendes mit.

„In welchem Jahre Lenz von Petersburg nach Moskau gekommen ist, habe ich nicht ermitteln können. — — — —

„Anfangs suchte er sich durch schriftstellerische Arbeiten und Privatstunden zu erhalten, aber er verzehrte immer mehr, als er einnahm. Zu dem, was er in Moskau geschrieben, mögen wohl manche der nach seinem Tode aus dem Nachlass herausgegebenen Sachen gehören.

„Im Hause Gontscharoff blieb Lenz nicht lange, da er dort weder sich, noch der Familie gefiel. Er trank und war oft in Geldnoth, so dass er sich bald mit Rüdiger entzweite. So kam er immer mehr herunter, machte Schulden, Anfälle von Wahnsinn zeigten sich öfters, zuletzt hatte er keine feste Wohnung. So muss er in trunkenem Zustande in der Nacht vom 23.—24. Mai auf der Strasse vom Schlage gerührt worden sein, denn man fand ihn am Morgen todt, in einen alten zerrissenen Mantel eingehüllt. So lauteten die oft und zu verschiedenen Zeiten wiederholten, sich immer gleich bleibenden Berichte von Heinemeyer und Rüdiger. Die Angabe seines Begräbnissortes könnte streitig sein, da aber die genannten Zeitgenossen darin übereinstimmen, so kann man sie für begründet halten, quoique oder parceque sie manches Unwahrscheinliche enthält. Catharina II hatte zwar den fremden Confessionen einen gemeinschaftlichen Gottesacker auf den Wedenschen Bergen angewiesen, aber der bisherige im Marienhain ging darum noch nicht sogleich ein, sondern

wurde immer noch benutzt, so dass Lenz dort beerdigt werden konnte. *) Es kommt ein Umstand hinzu, der die Angabe wahrscheinlich macht: der Universität gehören alle auf der Strasse gefundenen Leichen, wenn sie nicht von den Angehörigen reclamirt werden. Lenz hatte Niemand, der sich seiner annahm. Vermuthlich wurde auch seine Leiche — schrecklicher Gedanke! — in's anatomische Theater gebracht, um zu Uebungen der Mediciner zu dienen und von da erst in aller Stille auf dem nächsten deutschen Kirchhof, möglicherweise im Marienhain, eingescharrt, weshalb sich auch kein Grabstein gefunden hat. Alles dies ist aber ziemlich unsicher und haltlos. Nun eröffnet mir aber Ihr freundliches Schreiben eine Aussicht, diesen Punkt mit der Zeit näher erforschen und aufklären zu können, indem es eine Notiz enthält, die mir entgangen war. „Lenz hat ein Gedicht auf den Pastor Kaufmann gemacht.“ Dieser ist mir unbekannt und kann nur zur Michaeliskirche gehört haben. Dann hat sich Lenz auch zu dieser Kirche gerechnet, sein Name muss sich in den Kirchenbüchern finden. Es giebt in Moskau zwei Familien des Namens Kaufmann, welche leider von mir eben so weit, und in entgegengesetzter Richtung, wie die Michaeliskirche ist, wohnen. Erlauben Sie mir also, Ihnen meine Nachforschungen in dieser

*) Ueber diesen Punkt brieflich befragt, schreibt mir der Herr Oberpastor an der Evangelisch-Lutherischen Alt-Kirche St. Michaelis zu Moskau A. W. Fechner am 18. December 1878: „Was die Behauptung „Lenz sei in Marjina Roschtscha (Marien-Busch sagte man im vorigen Jahrhundert) beerdigt worden, betrifft, so ist sie ganz entschieden falsch, da bei seinem Tode schon seit 30 Jahren jene Stelle nicht mehr als Gottesacker diene und zu diesem Zweck seit 1771 ein in einer anderen Gegend Moskaus liegendes Grundstück den fremden Confessionen von der Regierung angewiesen war. Meine Beilage in der Chronik II 679—689 giebt hierüber näheren Nachweis. Andererseits ist aber auch eben so entschieden zu bezweifeln, dass Lenz auf einem fürstlichen Edelgute, wenn nicht gar dieses wiederum die einem Grafen Scheremetjew gehörende Marjina Roschtscha ist, beerdigt worden [wie Falck S. 80 in Anmerkung 105 wissen will]; denn das hätte der damalige Pastor Richter an der alten Gemeinde ganz gewiss als etwas Aussergewöhnliches, wie er sonst zu thun pflegte, wohl vermerkt, nicht aber auf die Ihnen bereits bekannte dürre Notiz sich beschränkt haben. Dass im „Namensverzeichniss der Beerdigten, zum Plan des Friedhofes fremder Confessionen in Moskwa. Moskwa 1859.“ welches sich auf den noch jetzt benutzten Friedhof von 1771 bezieht, Lenzens Name, wie ich eben eingesehen, nicht erwähnt ist, zeigt nur, dass ihm kein dauerhaftes Denkmal oder gar keins gesetzt worden war.“ (Vergleiche Chronik II 704. Anm. die letzten Zeilen).

Kirche und bei diesen Familien in einem zweiten Briefe mitzutheilen, spätestens in acht Tagen.“

Acht Tage später *) schrieb Dr. Völkel: „Ein Pastor Kaufmann ist an keiner lutherischen Kirche in Moskau als Seelsorger angestellt gewesen; man kennt einen Pastor dieses Namens weder in der Michaelisgemeinde, noch in den beiden Familien Kaufmann, welche noch jetzt in Moskau ansässig sind. Der Pastor also, an welchen Lenz ein Gedicht gerichtet hat, ist wahrscheinlich nur kurze Zeit, etwa zwischen 1786 und 1792 als Durchreisender in Moskau oder vielleicht auch als oft anwesender Divisionsprediger angestellt gewesen. Kurz, über denselben ist auch nicht eine sichere Notiz aufzutreiben!

„Ueber Lenz selbst habe ich zwar einige neue Data gefunden, aber auch diese sind nicht geeignet, seine Todesart und seinen Begräbnissort genauer aufzuklären. Er gehörte sicher zur sogenannten „alten“ oder Michaeliskirche, welche in der deutschen Vorstadt (Sloboda) auf dem Demidoff'schen Berge liegt. In dem alten Kirchenbuch, welches die Jahre 1763 bis 1799 Januar umfasst, findet sich nur folgende, unbegreifliche Notiz:

1792, gestorben:

„den 23. Mai, der Candidat Hr. Carl Lenz aus Dorpat, alt 39 Jahr, **) an der Schwindsucht.“

„Beinahe jedes Wort darin ist falsch. Die Ungenauigkeiten könnten nur dem damaligen Pastor Michael Richter zur Last fallen, wenn nicht in demselben Kirchenbuche, einige Seiten später fol. 238 b., unter 1798 folgendes vom Pastor Hamelmann herrührende Notabene sich vorfände: „Diese während der Lebenszeit des wohlseeligen Herrn Pastors Michael Richter vorgefallenen Amtsgeschäfte sind von ihm nicht gleich eingetragen, sondern von seinem Nachfolger erst nach seinem Tode nach dem Verzeichniss des Küsters nachgetragen worden. Die Anzeige der Krankheit, die den Tod herbeiführte, scheint nur muthmasslich zu sein.“

Diese letzte Stelle hat Herr Oberpastor Fechner zu vergleichen, zu ergänzen und zu berichtigen die Güte gehabt. Eine sehr argwöhnische Kritik dürfte vielleicht aus dem Umstande, dass

*) In einem Briefe vom 25. Juli (6. August) 1863.

**) Offenbar aus dieser Quelle stammt die von Herrn Falck S. 80 Anm. 105 dem Werke des Pastors Fechner „Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau“ entnommene Angabe über das Geburtsjahr des Dichters,

Lenz den Vornamen „Carl“ in der Aufzeichnung empfängt und dass Pastor Richter, der selbst eine dichterische Ader hatte, keine weitere Bemerkung hinzufügte, schliessen: dass Lenz dieser Gemeinde nicht angehörte, und daraus, dass auch bei keiner anderen seiner gedacht wird, weiter folgern, dass er sich überhaupt zu keiner Moskauer Kirchengemeinde gehalten habe; aber wir erinnern auch daran, dass eben der Küster und nicht der Pastor die incorrecte Eintragung bewerkstelligte. Betreffs Unrichtigkeit der Todesart mag die Vermuthung Raum finden, dass der Küster das Zartgefühl gehabt habe die traurige Wahrheit mit Liebe zuzudecken.

„Es unterliegt kaum einem Zweifel, fährt Dr. Völkel in seinem vom 25. Juli (6. August) 1863 datirten Briefe fort, dass die Leiche (am 24. Mai) in's anatomische Theater gebracht *) und von da aus durch den Pastor Richter beerdigt worden ist. Wo? ist im Kirchenbuche nicht angegeben. Das Grab des Dichters ist aber auch jetzt noch nicht auf dem neuen Gottesacker „auf den Wedenschen Bergen“ aufgefunden worden, obgleich man auf meine Bitte noch einmal, zwei Tage lang, die genauesten Nachforschungen angestellt hat.

„Mehr, als was in meinem ersten Schreiben und in diesem Briefe berichtet ist, wird sich wohl zur Zeit über Lenz letzte Lebensjahre und Tod nicht ermitteln lassen. Der Todestag selbst

*) Leider hat bisher mir der Nachweis dafür nicht gelingen wollen, dass zur Zeit von Lenz' Tode die Moskauer Universität bereits ein Recht gehabt auf die Leichname, welche auf offener Strasse gefunden werden. Dr. J. Fr. v. Körber in seinem „Auszug aus den ältern und neuern im Russischen Reiche erschienenen Allerhöchsten Manifesten, Ukasen, Publicationen, wie auch Verordnungen und Befehlen, welche das gesammte Medicinalwesen betreffen. Mitau 1816. I. 382—383 schreibt: „Die gefundenen Leichname der Ertrunkenen, Erschlagenen, vom Trunke, Dunste u. s. w. schnell verstorbenen Menschen, welche bisher von der Polizei in St. Petersburg gewöhnlich nach der Akademie der Wissenschaften geschickt wurden, sollen in Zukunft zur Besichtigung nach den bei den medicinischen Schulen befindlichen anatomischen Theatern abgeschickt werden. Ukas vom 2. Mai 1746 und vom Jahre 1793.“ Autor giebt leider die Quelle nicht an, vermuthlich die Senatszeitung. — In der Sammlung der Reichsgesetze für die betreffenden zwei Jahre ist nichts vom Gesuchten aufgefunden worden! Es fehlt mir an augenblicklicher Möglichkeit aus Moskau die gesuchte Auskunft abzuwarten. Für jenen Ort möchten früher noch als für Petersburg ähnliche Bestimmungen getroffen worden sein. Die Universität Moskau war bereits im Jahre 1755 gegründet worden.

scheint aber doch der 23. und nicht der 24. Mai (wie fast überall angegeben wird) zu sein, denn das einzig Sichere in Bezug auf die Zeit dürfte das sein, was der **Küster** der Michaeliskirche von ihm wissen und annotiren konnte.“

Einen Monat später theilte Herr Dr. Völkel weitere Nachrichten mit, welche andere an ihn gerichtete Fragen behandelten: „Mit Kaufmann weiss ich nichts anzufangen. Eine Gemeinde, eine Kirche, eine Pfarre — so viel steht fest — hatte er in Moskau nicht; die Benennungen „Gelehrter und Geistlicher“ bringen mich daher auf den Gedanken, dass er ein, wie Lenz, von Stundengeben lebender Candidat der Theologie gewesen sei, der auch dann und wann gepredigt haben mag.*)

„Eine Sammlung Lenz'scher Gedichte, wie H. Grimm sie besessen haben will,**) hätte in Moskau allerdings gedruckt

*) In diesem vom 23. August (4. September) 1863 datirten Moskauer Briefe scheint Dr. Völkel das Rechte zu treffen. A. W. Fechner merkt zu S. 24 des Theiles II seiner Chronik (Moskau 1876) ausdrücklich an: „Im Kirchenbuche der Reformirten Gemeinde steht unter dem 31. Juli 1782, dass Pastor Sal. Brunner aufgebeten sei „„von H. Joh. Jacob Kaufmann **V[erbi] D[ivini] M[inister]** der damals predigte.“

**) In einer Anmerkung auf S. 44 meiner „Deutschen Dichter in Russland, Studien zur Literaturgeschichte,“ Berlin, Schröder, hatte ich gesagt: „Die in Moskau zuletzt gedruckte kleine Sammlung poetischer Erzählungen in frivolem Wieland'schen Styl habe ich leider nicht aufreiben können.“ Zu dieser Aeusserung bemerkte Gruppe in seinem Buche: Reinhold Lenz, sein Leben und seine Werke: „Was wäre tragischer als dass dieser heftigste Feind wielandischer Lüsterheit im Erlöschen seines Geistes noch selbst sich darin ergehen musste.“ Hierauf veröffentlichte ich in Nr. 39 des „Inlandes“ von 1861, dass mir Hermann Grimm Anfang der fünfziger Jahre mitgetheilt: er habe diese Gedichtsammlung besessen, leider aber verschenkt, ohne zur Zeit zu wissen an wen. Im Augenblick, da ich dieses schreibe, steht mir die betreffende Inlandnummer, ebenso Grimms damaliger Brief nicht zu Gebote. Beide befinden sich in der Bibliothek auf meinem Gute Raudenhof. Mir liegt aber ein, wie es scheint anderer Brief vom 8. März 1863 vor, in welchem Hermann Grimm mittheilt: „Ueber Lenz finden Sie vieles in — — Stöbers Alsatia vom Jahre 53 im letzteren (Ende des Artikels: der Actuar Salzmann und seine Freunde.) ungedruckte Briefe und ein Gedicht, das mit den — leider von mir verschenkten — Gedichten, von denen Sie sprachen, viel Aehnlichkeit in der ironisch-tändelnden Stimmung hat.“ Das Gedicht auf welches Grimm verweist, ist „Piramus und Thisbe“ das nicht eigentlich frivol in Wielandischem Sinne genannt werden könnte. Bald darauf schrieb W. v. Maltzahn in seiner Gruppekritik, Vossische Zeitung 1861, Nr. 300 S. 3: „Zur Beruhigung dieser Befürchtung (Gruppe's) kann ich

werden können, da seit der Gründung der Universität (1755) in ihrer Typographie viel Deutsch gedruckt wurde, 1781 sogar die „Moskausche deutsche Zeitung“ (die erste und letzte *) ihrer Art) unter der Redaction des verdienstvollen Professors Johann Georg Schwarz erschien. (Beiläufig, diese Zeitung hatte weder Erfolg, noch Dauer, und ging bald wieder ein. Lenz war 1781 wohl schwerlich schon in Moskau.) Später, etwa um 1790 hätte er wohl eine Gedichtsammlung in Moskau drucken lassen können, aber ich glaube nicht daran, da sogar seine Uebersetzung der Uebersicht des russischen Reichs von Pleschtschejeff nicht in Moskau, sondern in Leipzig gedruckt worden ist. Rüdiger selbst übernahm mit dem Fähnrich Christoph Claudy die Universitäts-Typographie mit der Herausgabe der „Moskowischen Zeitung“, des „Politischen Journals“ und des „angenehmen und nützlichen Zeitvertreibs“ (Alles in russischer Sprache) erst nach Lenz' Tode — vom 1. Januar 1794 bis Ende 1799. Es wäre also möglich, dass Rüdiger nach dem Tode des Dichters eine Sammlung nachgelassener Gedichte in Moskau herausgegeben hätte, aber ich habe nie etwas davon gesehen, noch gehört.

„Von Heinemeyer hörte ich noch Folgendes: Lenz verfiel zuletzt in den Zustand, den die Russen Sapoi (periodische Sauf-

erwidern, dass diese Nachricht (einer verloren gegangenen späteren Sammlung Lenz'scher Gedichte) eine leere Erfindung ist, eine solche Gedichtsammlung ist nie erschienen, wenn auch Herr v. Sivers, der diese Angabe in Berlin empfing, jetzt dies selber (im Dorpater Inland Nr. 39 von diesem Jahrgang) richtig sagt, aber auch den Namen des Mittheilers nicht verschweigt.“ Hermann Grimm, den ich 1870 mündlich nochmals befragte, blieb bei seiner ersten Mittheilung, die aber — wie es scheint — auf Verwechslung beruht; da kaum angenommen werden dürfte, dass eine Sammlung Lenz'scher Gedichte zur Zeit, nach bald 20jährigem Suchen so vieler antheilnehmender Personen, sich den Augen der Suchenden hätte entziehen können.

*) Obige Zeilen wurden 1863 niedergeschrieben, da nun zur Zeit wiederum eine „Moskauer deutsche Zeitung“ vorhanden ist, so mögen auch über dieselbe einige zuverlässige Notizen hier angehängt werden. Wie der gegenwärtige Herr Verleger schreibt, erschien die: „Moskauer Deutsche Zeitung“ in neuer Gestalt am 1. Februar 1870 und wurde bis zum 1. Juli 1871 in Verlag und Redaction von Th. Ries fortgesetzt. Seit dem 1. Juli 1871 und bis jetzt wird das Blatt im Verlag und unter Redaction von C. Kicherer und G. Hannemann, herausgegeben, die Zeitung erscheint einen halben Bogen stark klein Folio, dreimal wöchentlich (Dienstag, Donnerstag und Sonnabend) und zwar seit Juli 1870 ohne Präventivcensur.

wuth) nennen. Es waren damals noch nicht Lähmungen, Rückenmarksdarre und Gehirnerweichungen so in der Mode, wie jetzt; hätte Lenz länger gelebt und „geschwuchtet“, so hätte er wohl mit diesen Krankheiten endigen können. In Moskau hiess er gewöhnlich der „kleine“ oder der „verrückte“ Lenz. Permanent wahnsinnig war er nie, hätte es aber mit der Zeit werden müssen. Man hielt ihn für „übergeschnappt“. Klinger, sein etwas jüngerer Zeitgenosse und Mitstrebender, der damals schon in Petersburg eine vortheilhafte und einflussreiche Stellung einnahm, hat sich um den Unglücklichen nie bekümmert: er war eben ein „grosser Herr“ geworden, wie schon Heinse in Rom fand.“

Zwar ist mir Dr. Erich Schmidt's neuestes Buch über Lenz und Klinger noch nicht zu Gesicht gekommen und Dr. Max Rieger hat seine Klinger-Biographie, deren erster Band bis 1780 (Uebersiedelung nach Petersburg und Erscheinen des „Plimplamplasko, der hohe Geist“) reichen soll, erst bis zum Sommer 1777 gefördert; dennoch zweifle ich nicht im mindesten daran, dass beide, sowohl Schmidt als Rieger, rücksichtlich Klingers und seines Characters zu anderen Ergebnissen dürften gelangt sein, als der Dichter des Ardinghello zu Rom. Das Verhalten Lenzens und Klingers zu einander, beispielsweise in Angelegenheiten der „Soldaten“ musste nothwendig eine Abkühlung hervorbringen, von der auch der damalige Cabinetsecretair Nicolay in Petersburg die Wirkung empfunden hatte, als er am 3. (15.) November 1780 an Fr. Nicolai nach Berlin schrieb, dass er — — „zwei unserer deutschen Autoren hier zu empfangen die Ehre gehabt, die aber nicht die besten Freunde zusammen zu sein scheinen. Der eine ist Herr Lenz aus Dorpat und der andere Klinger aus Frankfurt. Ich hoffe Gelegenheit zu haben, ihnen beiden einige Dienste erweisen zu können, und dann müssen sie mir Freunde werden, sie mögen wollen oder nicht. Jugend und Modeton scheint sie bisher beide ein wenig von der rechten Strasse abgeleitet zu haben, aber im Grunde scheinen sie mir doch beide recht gute, redliche, biedere Deutsche zu sein. — — —“ Wie vollständig Klinger zu jener Zeit mit Sturm und Drang bereits abgeschlossen hatte, beweist sein zur Verhöhnung der Kraftgenies geschriebener „Plimplamplasko“, von welchem Nicolay in Petersburg schon am 15. (26.) December 1780 die ersten Bogen gesehen zu haben scheint.

Wer Klinger und seine Schriften, namentlich die „Betrachtungen und Gedanken“, ehren und schätzen gelernt hat, der trägt gewiss ein anderes Bild in seinem Herzen, als das eines „grossen Herrn“, den Heinse an ihm entdeckt haben wollte!

So fest und schroff, vielleicht hart Klingers Character gegründet sein mochte, von so loser, weicher Beschaffenheit, wankelmüthig und ohne Nachdruck offenbarte sich in Versuchung und Noth zum eignen Verderben — Lenz!

Est.

A-11542

18 335